

Freitag, 22. Mai 2009

Das note blogbook three ist da.

Auch in diesem Jahr gibt es die Sammlung meiner Gedanken, Ausführungen, Überlegungen, Attacken, Entdeckungen, Erklärungsversuch und Beschreibungen. Die gesammelten Reflexionen eines Jahres. Wieder sind es über 180 Seiten geworden. Die Schrift mal wieder einen Tick zu klein. Aber dann passt mehr rein. Wer meine Gedanken nicht immer Online nach verfolgen kann, kann dies nun wieder in Form des Taschenbuches note blogbook three. Bekommt man hier, oder bei Amazon.

Eine kleine PDF Leseprobe gefällig? Kein Problem: note blogbook three Leseprobe.

Geschrieben von Christof Hintze in note blog book um 09:59

Samstag, 13. Dezember 2008

Neu! Das note blogbook two ist da.

Mit 9 Monaten Verspätung kommt nun doch noch das note blogbook two auf die Welt. Es war eine schwere Geburt. Eigentlich sollte es im März diesen Jahres erscheinen. Aber es kam immer was dazwischen. Das 227 Seiten umfassende Taschenbuch bündelt wie das note blogbook one viele schriftliche Gedanken des Blogs über einen Zeitraum zusammen. Wer es hat, oder bekommt dem wünsche ich viel Spaß, gute Unterhaltung und noch mehr Anregungen.

Das note blogbook three kommt wenn alles glatt läuft im März 2009 raus. Drückt mir die Daumen.

Geschrieben von Christof Hintze in note blog book um 14:29

Sonntag, 11. Mai 2008

Teil 1. Das Spiel. La partie. [Das Buch]

Vorwort:

Das Gleiche ist nicht Dasselbe. Das ist man sicher. Eine deutsche Biographie über die Kollektivschuld? Nein! Eher über die kollektive Unschuld? Das muss jeder selbst entscheiden. Man wird sehen. Eine Erzählung, die nicht bedrückend und anklagend sein will, sondern erfreulich offen, erfrischend und unterhaltsam sein möchte. Die aus dem Inneren erzählt, was draussen vor sich geht. Die den langsamen Weg der schüchternen Annäherung erzählen möchte. Die seltsame Auseinandersetzung mit der Schuld die zugleich auch eine Unschuld ist. Und welche Blüten diese so treibt. Die Schuld und/oder Unschuld. Die Unwissenheit über die Schuldfragen. Die Naivität im Umgang mit der Unschuld. So eine Art Romeo und Julia auf Länderebene. Eine francophile Familie in Deutschland. Eine francophile Familie in Frankreich. Der Ernst des Lebens, die beiden Seiten, sehr einseitig betrachtet. Ein Rückblick in die Begegnung zweier Kulturen, zweier Nachbarn, zweier Erzfeinde, zweier Geschichten die nicht enden wollen und immer weiter fortgeschrieben werden. Ein Rückblick, der zugleich einen Einblick über den Status gewährt und einen Ausblick zulässt. Zwei die sich am Ende lieben müssen. Sicherlich auch werden. Wenn genügend Gras über die Sache gewachsen ist. Wie die eigene Lebensgeschichte beweist. Damit es ein europäisches Happy-End auf der ganzen Linie gibt. Sonst wäre alles umsonst gewesen. Helmut und Giscard. Helmut 2 und Francois. Die EU. Der G7 Gipfel. Völler in Frankreich. Alles wäre umsonst gewesen. Aus der einfachen Sicht des Spiels, dass nicht nur ein Spiel sein kann. Aus der einfachen Sicht eines Lebens. Aus der einfachen Sicht der Gegensätze, Beobachtungen und der daraus resultierenden Biographie. Deutschland : Frankreich. Und warum Gegensätze sich doch vielleicht anziehen. Warum Anziehendes sich so abstoßen kann. Deutschland will und braucht so dringend deine uneingeschränkte Liebe - Frankreich. So sehr. Stoß uns nicht zurück. Bitte zier dich nicht so. Stell dich nicht so an. Vergebe uns. Liebe uns. Denn wir wollen dich so gerne lieben. Denn, wenn Du uns lieben kannst, dann sind wir endlich befreit. Befreit von einer Schuld, die uns nicht loslässt. Denn wenn Du uns liebst, dann ist unsere Unschuld besiegelt. Nach nichts mehr sehnen wir uns. Also, das Spiel kann beginnen. Das Buch:Boule ist ein Spiel. Es ist doch nur ein Spiel würden einige – leichtfertig - mutmaßen. Weitestgehend, bis gänzlich kämen diese unwissenden Äußerungen sicherlich nicht von Franzosen. Pas du tout. Auf diese unbedachte Äußerung würde man einem Franzosen nur ein „Boche!“ entlocken. Das Kosewort der Franzosen für die barbarischen Deutschen. Die Bedeutung ist nicht ganz klar, sie liegt höflich ausgedrückt bei „Dickschädel“. Aber sie geht auch noch weiter, viel weiter. Boule ist ohne Zweifel ein französisches Spiel. Keine Ahnenforschung wird einen anderen Ursprung, als einen französischen, entdecken. Nicht wie Backgammon, dass schon 7.000 Jahre vor den Zockern in den Cafés im sandigen Ägypten ganze Dynastien eventuell ruiniert hat. Keine Höhlenmalerei in Australien, die kleine Männer mit Kugeln um sich werfend zeigen. Nichts. Geboren, gewachsen, gespielt und gestorben in Frankreich. Der Todestag muss somit der aller letzte der Zivilisation sein. Oder ein missglückter französischer Atomversuch. Oh, la, la. Das jüngst Boulegericht so zusagen. Boule ist ein Nationalsport. Habe ich aus Versehen „ein“ gesagt? Falsch! Ich meinte natürlich „der“ Nationalsport. Wenn Frankreich eine unbemannte Raumkapsel ins all schießen würde, auf dem Weg in ferne Galaxien, mit den wichtigsten weltlichen Botschaften für das Universum. Dann lägen da hundertprozentig 3 nagelneue Sätze polierter „Obut Match plus“ Kugeln drin. Das Spiel das man ohne weiteres nicht wirklich zu den klassischen Sportarten zählen kann. Darf? Soll? Muss? Diese Formulierung ist zugegebenermaßen grenzwertig. Aber es geht nun mal nicht anders. Was man unter anderem daran erkennt, dass man noch nie eine Begegnung im Fernsehen hat verfolgen können. Nicht mal die Boule Weltmeisterschaften flimmern über Eurosport. Und in diesem Restsportweltverwertungskanal, da kann man sogar Snooker, Cricket, Pokern, Mister Universum und Monstertrucks sehen. Aber eine Boulekugel rollte da noch nie durchs 4 zu 3 geschweige 13 zu 9 Bild. Nicht mal in Mono. Sogar auf Arte oder 3 SAT könnte man ja mal eine Kultursendung „Boule“ erwarten. Nichts. Gar nichts. Curling kann man da stundenlang bewundern, Kegeln und Bowling. Aber ein kleines rotes Schweinchen, habe ich da noch nie im Dreck liegen sehen. Um eine anerkannte Sportart zu sein, dazu gehört für Viele schon, neben Sponsoren und Medientauglichkeit, weit aus mehr. Jedes noch so kleine und unscheinbare Dorf in Frankreich hat seinen Bouleplatz. Natürlich mitten im Herzen des Dorfes gelegen. Wo sonst? Bouleplätze sind weiter verbreitet, viel weiter als ein beispielbarer Fußballplatz, in Frankreich. Die Summe der Kirchen und die der Boulplätze sind sicherlich gleich groß. Wenn nicht, gibt es bestimmt noch mehr Bouleplätze als Kirchen. Die geografisch ideale Lage eines Bouleplatzes ist nicht unbedingt von den Boden- oder Lichtverhältnissen abhängig. Der ideale Bouleplatz ist in direkter Umgebung zu alkoholischen Kaltgetränken gelegen und einer Toilette. Denn Boule dauert lange. Und wer viel trinkt, der muss auch mal austreten. Um das Spiel nicht länger zu unterbrechen als nötig, muss die Toilette in unmittelbar Nähe auf zu finden sein. Somit ist die biogeografische Lage für die ideale Lage eines Bouleplatzes ausschlaggebend. Zentral muss er sein. Für alle schnell und leicht zu erreichen. Um den Heimweg, im Schlaf hinter sich bringen zu können. Wie Golf oder

Schach, sagt man Boul aber nach, das es kein richtiger Sport sei. Man tut sich schwer, dass als einen Sport anzusehen. Ein Sport mit häufiger dicken und eher älteren Menschen, scheint nun mal in der Akzeptanz kein typischer Sport zu sein. Sport ohne schwitzen, treten, Verletzungen, grätschen, anbrüllen, Ausdauer, Kraft und endloses Mühen. Keine Trikots. Das ist für viele kein Sport. Nicht mal Doping hat bei Boul einen Sinn. Es gibt auch keine Boule Stadien mit VIP Lounge. Ganz Frankreich sieht das mit der Sportdefinition sicherlich ganz anders. So wie die Franzosen im Gegensatz zum Rest der Welt, vieles ganz anders sehen. So wie die Amerikaner den Jazz haben, haben die Franzosen ihr Boul. Wir deutschen haben keinen Jazz und kein Boul. Was aber nicht weiter schlimm ist. Wir haben dafür andere Dinge. Und können den Jazz und das Boule ja theoretisch importieren. Was zwar nicht dasselbe ist, aber was soll man machen. Es ist also nachweislich kein Nationalsport, sondern eine Nationalkultur. Bei der jeder mitmachen kann, wird und muss. Ob es wohl Franzosen gibt die zeitlebens nie eine Boulekugel in ihren Händen gehalten haben? Bestimmt wird das Boulespiel eines Tages als Weltkulturerbe deklariert. Gibt es einen Amerikaner der nie eine Jazz-Note gehört hat? Wohl kaum! Oder zumindest mir unvorstellbar. Das wäre ja so, als ob ein Deutscher bis zu seinem Ableben, nie ein erfrischendes Bier bei brütender Hitze wie einen kühlen Gebirgsbach seine ausgetrocknete Kehle hinunter gestürzt hätte. Oder Zeit seines Lebens nie einen Fußball mit seinen Fußspitzen berühren würde. Boule ist eigentlich ein ganz einfaches Spiel. Wie Jazz-Noten ebenfalls, eigentlich sehr einfach sind. Die Betonung liegt auf „eigentlich!“ Man wirft eine größere Kugel in die Nähe einer kleineren Kugel. Das war's. Aber einfach ist auf den ersten Blick vieles. Etwas völlig anderes ist das, was der Mensch aus „einfach“ alles macht. Gerade Dinge die mit dem Attribut „einfach“ bezeichnet werden, sind oft hoch komplex. Und anders herum. Alles was man anderen als hochkomplex verkaufen will, ist meist dilettantisch einfach. Was also mit der simplen Beschreibung – Einfach – beginnt, endet im völligen komplizierten, viel- und tiefschichtigen Gegenteil. Das klingt nicht nur paradox, es ist es auch. Wenn man in einer fremden Stadt jemanden nach dem Weg fragt. Und der beginnt seine Erklärung mit den Worten: „Ach, das ist ganz einfach...“ Dann weiß der geübte Frager doch sofort, dass es jetzt brutal kompliziert wird. Und man am zigsten, „dann einfach Rechts und dann einfach Links, da einfach drüber und da einfach drunter“, schon 20 Kreuzungen zuvor geistig ausgestiegen ist. Weil man der einfachen Beschreibung bei bestem Willen nicht folgen konnte. Aber man wegen der guten Erziehung bis zum Ende „der wohl einfachsten Wegbeschreibung der Welt“ dem Gefragten zuliebe ausharrt. Sich so alle zwei Straßen weiter erneut durch fragt. Bis man es ans Ziel geschafft hat. Dieses arglose und dabei so entlarvende „einfach“ wird nur noch von einer unbedacht und viel zu häufig geäußerten Äußerung übertroffen, dem „kein Problem!“ Wenn Handwerker, oder wen man auch immer mit etwas beauftragt, sagt: „Kein Problem!“ dann weiß man, dass man ganz tief in der Scheiße steckt. Kein Problem heißt in der wörtlichen Übersetzung nämlich: „Davon hast du keinen blassen Schimmer und ich nehme dich jetzt aus wie eine Weihnachtskugel und du kannst nichts dagegen tun!“ Auch für Boule gilt, im Prinzip ist es ein ganz einfaches Spiel. Das lernt jeder „kein Problem!“ Wissen sie warum alle vom ersten Golftraining überglücklich zurückkommen. Weil der Trainer allen und jedem bescheinigt, dass er ein Naturtalent sei. Das würde er sogar einem Hund mit auf den Weg geben, wenn der einen Golfschläger in den Pfoten halten könnte. Wer will das nicht gerne hören? Nur so verdient sich der Golflehrer eine goldene Nase und auf dem Golfplatz hauen ein „Paar“ mehr Grobmotoriker maulwurfsgröße Hügel aus dem edlen Rasen. Im sicheren Bewusstsein, sie hätten Talent und Begabung zugleich. Beim Boule geht das nicht so einfach. Denn man sieht selbst und die Mitspieler sehen es ebenfalls und obendrein das herumstehende Publikum sieht alles sowieso. Nämlich, dass der Grossteil der Kugeln nicht das macht was man eigentlich wollte, oder tun müsste. Noch schlimmer, sie liegen in einer Entfernung zum eigentlichen Ziel, dass man glauben könnte, da spielt jemand ein anderes Spiel. Vielleicht gibt es deshalb keine reichen Boulelehrer, wie es reiche Golflehrer wie Golfbälle im Teich gibt. Oder gibt es überhaupt Boulelehrer? Ich habe noch nie einen gesehen. Geschweige denn, von einem gehört. Vielleicht ist das ja eine Marktlücke? Bouleurse. So mit blitzblanken Kugeln. Gruppen Training. Und Einzeltraining. Legeübungen und Schussübungen. Konzentrationsübungen. Technische Übungen. Theorie darf auch nicht fehlen. Regeln, Regeln und noch mal Regel pauken. Mentales Training. Komische Vorstellung. Kann ich mir nicht wirklich vorstellen. Aber die WC Ente, den Zauberwürfel, das Tamagotchi und das EPS System konnte ich mir auch nicht vorstellen. Boulelehrer will ich mir auch nicht wirklich vorstellen. Man lernt es vom Vater, oder vom Opa in Frankreich. In Deutschland von einem völlig frankophilen und überdrehten Platzhirschen. Der jedem Neuen das Spiel aufzwingen muss. So eine Art Träger des Boule- Virus. Der jeden in seiner Nähe infizieren muss. Wie so plötzliche Nichtraucher, die einem Tag ein Tag aus erklären, um wie viel ihr Leben jetzt besser ist ohne Zigarette. So erklären die Platzhirschen um wie vieles ihr Leben besser ist, seit dem sie Boule spielen. Meine Vorstellungen vom Boule sind vor langer Zeit ins Rollen gekommen. Boule ist mir das erste Mal richtig mit 10 Jahren, natürlich in Frankreich, persönlich begegnet. Wo auch sonst? Man kann nicht in Frankreich gewesen sein, ohne das Spiel bemerkt zu haben. Das ist so unmöglich wie drei Wochen durch Paris laufen und nie den Eiffelturm gesehen zu haben. Oder 4 Wochen Urlaub und nie ein Stück Baguette abgebrochen zu haben. Sicherlich habe ich es zuvor schon mal gesehen. In Paris, oder anderswo in Frankreich. Denn wir waren zuvor schon zwei Mal im Frankreichurlaub. Auf Entschädigungstournee. Wir waren so eine Art frühe Kelly Familie, ebenso laut und auf Wiedergutmachungsreise quer durch Frankreich. Aber wir sind bei weitem nicht so groß raus gekommen, lag vielleicht an den Haaren, zudem weil wir nur einen Urlaub pro Sommer hatten. Es erscheint mir daher rückblickend als ausgeschlossen, dass in den Urlauben zuvor, da nie irgendwo eine Boulekugel herum gelegen haben soll. Unterm Eiffelturm? Sicher! Aber ich habe ihm, dem Spiel, bis dahin noch nicht meine ungeteilte Aufmerksamkeit widmen können. Da waren andere Eindrücke, die es galt zu verarbeiten. So habe ich in Paris als kleiner Junge miterleben müssen, wie die alten Jugendstil Markthallen abgerissen wurde. Sie mussten weichen für ein modernes Einkaufszentrum – Les

Halles. Bausünden der 70er also auch in Frankreich. Schon damals kam mir das als ein weit größerer Verlust vor, als ein Gewinn für die Stadt. Mein Gefühl hat sich bis Heute bestätigt und bewahrheitet. Das einzige Stück Paris, so wie ich es in meiner Kindheit erleben durfte, finde ich Heute nur noch in St. Germain-des-Prés. Oder auf der Rückseite des Montmatre. Alles Andere ist mir fremd. Die Autobahngebühren – Péage – sind mir bis Heute als unverschämt in Erinnerung. Warum Geld für Strassen bezahlen? In Deutschland war das alles umsonst. Hier wiederum muss ich mit Blick auf die Straßenqualitäten und die Raststätten einen Irrtum einräumen. Für das Geld bekommt man in Frankreich mehr Mobilität auf hohem Niveau geboten. Was in Deutschland im Laufe der Jahre immer maroder wurde. Was haben wir uns über die Schlaglöcher in der ehemaligen DDR echauffiert. Und jetzt sehen unsere Strassen aus wie die damals im Osten. Somit scheint die Péage ihr Geld wert zu sein. Keine Staus, traumhafter Asphalt und exzellente Tankstellen. Über die Péage ging es auch zu meiner ersten intensiven Begegnung mit dem Boulespiel. Das geschah wie gesagt erst in Vieux Beaucoup am Atlantik im Sommer 1976. Das ist ein kleiner Ort. Die wenigsten kennen ihn. Deshalb lohnt es auch nicht ihn näher zu beschreiben. Sonst klingt das so wie in diesen Radiosendungen: „Woher kommen sie?“ Aus Etterschlag! Wo ist Etterschlag? Bei Grafrath! Wo ist Grafrath? Das liegt direkt bei Inning. Ach ja und wo liegt Inning? An der A 96. Was ist die A 96. Die Autobahn nach Lindau! So, so. Also liegt Etterschlag zwischen Lindau und München. So kann man es auch beschreiben. Ähnlich erging es Vieux Beaucoup. Deshalb, lass ich es. Wir waren im Sommerurlaub. Drei Wochen. Deutsche Familie. In Frankreich. In Ferienhaus. Ich, der Jüngste. Meine 4 Geschwister und meine Eltern natürlich. Mit dem Auto über Paris, Portier, an Bordeaux vorbei Richtung Dax und dann ab ans Meer. Ich weiß nicht mehr wer das Meer zu erst entdeckt hat. Aber ich weiß das ein beliebtes Spiel im Auto war: „Wer sieht zuerst das Meer?“ Und hinter jeder Kurve schrie einer „da!“ mit dem Ergebnis das es nur der Himmel am Horizont war, ein See war, oder ein Feld. So ging dies über Stunden. Und die Zeit verging wie im Flug. In 2 Tagen waren wir da. Aus 14 Grad Nieselregen in 28 Grad Sommerhitze. Ich erinnere mich noch gern an den Geruch und das warme Gefühl, wenn man an den Tankstellen im Süden aus dem Auto kletterte. Und man sich immer mehr der Klamotten entledigte. Immer mehr Sand unter den Füßen hatte. Orangina statt Capri Sonne. Das war der überzeugende Beweis, dass die weit verregnete Heimat hinter einem lag. Und jede Menge Urlaubsabenteuer vor einem. Die letzten Boten des Meeres waren die Korkeichen. Und natürlich die Dünen. Wir sind zu siebt in einem Auto gereist. Mit Sack und Pack. Ohne Sicherheitsgurte. Ohne Nackenstützen. Ohne Navigationssystem. Ohne Seitenaufprallschutz. Und der Begriff Airbag war auf lange Sicht noch nicht einmal erfunden. Das einzige Sicherheitsmerkmal, das einen zur damaligen Zeit begleitete, war der Vater. Der sich völlig und ausschließlich darauf konzentrierte, uns alle heil hin und ganz wieder zurück zu bekommen. Aus heutiger Sicht ein wahres Wunder, dass wir überhaupt angekommen sind. Mir wurde immer schlecht beim Autofahren. Kein Wunder, bei solchen Reisebedingungen. Ich glaube, es war ein Peugeot 505. Grün. Mit Schaltung hinter dem Lenkrad. Oder so was Ähnliches. Zu der Zeit konnte ich Autos noch nicht so auseinander halten wie Heute. Obwohl es Heute auch immer schwerer wird. Es waren noch „nur Autos“ für mich. Große und kleine. Rote, gelbe und grüne. Meine Eltern kann man getrost als francophil bezeichnen. Eine damals weit verbreitete Krankheit in deutschen Haushalten. Eigentlich mehr ein Syndrom oder ein Trauma. Aber ich bin zu wenig Arzt, um eine genaue Diagnose zu erstellen. Offensichtlich infiziert von der jüngeren deutschen Geschichte, gab es unübersehbar den inneren Wunsch auf so eine Art Wiedergutmachung. Entschuldigung. Freundschaft. Gute Nachbarschaft. So, als ob man einem Freund eine Beule ins Auto gefahren hätte. Ihm das nicht eingestehen kann. Und einem seitdem das schlechte Gewissen plagt. Das so dermaßen plagt, dass man ständig auf Wiedergutmachung aus ist. Man neigt dazu den Anderen zu übervorteilen. Ihm in allem zu nachsichtig zu sein. Die Schuld entschuldigt alles. Somit neigt das Opfer manchmal dazu zu übertreiben. Oftmals reicht eine aufrichtige Entschuldigung. Somit reichte damals fast ganz Deutschland seinen angrenzenden Ländern die schuldigen Hände. Von wegen, man kann seine Hände nicht Deutschland. Sogar im Land von Persil, Priel und Palmoliv bleiben Reste der Schuld unter den Nägeln auf ewig zurück. Mir, also meiner Familie, brannte speziell Frankreich unter den Nägeln. Somit gerät jede Frankreichreise, zu einer Pilgerfahrt. Auf den Spuren einer Wiedergutmachung für etwas, was ich nicht miterlebt habe. Meine Eltern nicht verschuldet haben. Aber so ist das nun mal bei Krankheiten. Die sucht mach sich ja nicht aus, sondern die bekommt man gratis. Übertragen so zusagen. Diese Art der einseitig wohlwollenden Begegnungen wurde den Amerikanern und Russen nicht zu Teil. Da habe ich keine Hand von unserer Seite gesehen. Cola war verpönt. Alles amerikanische, sogar Ketchup war nicht wirklich willkommen. Aber ganz ohne ging es auch nicht. Bis auf eine Sache. Der Jazz. Aber der wird wohl Thema meines zweiten Buches sein müssen. Das hat er sich verdient. Somit näherte man sich der nachbarschaftlichen Annäherung unter anderem im Urlaub an. Einmal den Fuß der Schuld auf Frankreichs Mutterboden gesetzt, fängt das Syndrom jetzt erst mal richtig an, sich ordentlich Platz im Gedankengut zu verschaffen. So ein ordentliches, unbegründetes und unklares Schuldgefühl muss auch genährt und versorgt werden. Sonst droht es zu verkümmern. Aber die Allianz der Befreier hat da ganze Arbeit geleistet. Sicherlich ungewollt. Denn wer will schon Generationen mit etwas belasten, dessen Ursprung die nicht mal mehr ersehen oder verstehen können. Man kann das mit Uli Höness vergleichen. Der hat mal zu seiner aktiven Zeit als Fußballer, den entscheidenden Elfmeter im Endspiel einer Europameisterschaft nicht verschossen, das wäre gelinde ausgedrückt, sondern fulminant im Nachthimmel versenkt. Das man getrost noch Heute davon ausgehen kann, dass sich dieser Ball in einer geostationären Umlaufbahn im Tempo der Erddrehung über unser aller Häupter bis zum jüngsten Gericht mit bewegt. Das spürt auch Uli Höness. Dieser Ball ist wie der Nordstern. Er ist immer da. Auch wenn Wolken davor sind. So weiß Ulli, dahinter leuchtet er. Der Elfmeterball. Mit diesem Schuldgefühl, der selbst verschuldeten und versauten Europameisterschaft ist er seitdem auf Wiedergutmachungstour in Sachen deutscher Fußball. Was zur Folge hat, dass die Bayern fast alles gewinnen. Und

der Verein wohl der am besten geführte ist. Und wenn jemand denkt, Mensch Uli nun reicht es aber. Nein, das Ding fliegt bis zum letzten Atemzug über die Querlatte von Uli hinweg. Da kann man mal sehen, was so ein kleiner Fehltritt für große Auswirkungen hat. Nun nehme man sich mal den größten Fehltritt bis jetzt seit Menschen Gedenken. Das Dritte Reich. Jetzt lässt sich langsam erahnen, wie viele Ulis in Deutschland leben. Und wie viele auf Wiedergutmachung bedacht sind. Ich habe damit kein Problem mehr. Denn ich habe so Frankreich von einer Seite kennen gelernt, das zu einer Seite in mir geworden ist. Keine Belastung, keine Schuld, sondern ein positiver Auftrag der Menschlichkeit begleitet mich, als Deutscher. Das ist doch was. Deshalb macht es mich auch besonders stolz, dass wir uns beim Irak Krieg rausgehalten haben. Und die Franzosen an unserer Seite. Alle sind den Superdemokraten und extrem freiheitlichen förmlich in den Allerwertesten gekrochen. Und haben eine Allianz der Ignoranz gegründet. Wir haben einfach „nein“ gesagt. Besser unser Kanzler zu dieser Zeit. Nicht alle waren dieser Überzeugung, aber zum Glück diejenigen die etwas zu sagen hatten. Noch besser, die etwas zu entscheiden hatten. Die Allianz bekommt jetzt jeden Tag ihre Freiheitskämpfer in Einzelteilen und Plastiksäcken im Laderaum von Flugzeugen zurückgeschickt. Was für viele unbedacht nur ein Krieg war, ist nun zu dem Krieg geworden. Wecken sie mal um drei Uhr früh Uli Höness auf und schreien sie ihm ins Gesicht: Elfmeter. Was glauben sie, was dem da zu erst in den Sinn kommt. Mit diesem „nein“, sind wir unserer eigentlichen „Schuldrolle“ voll und ganz gerecht geworden. Der Rolle der positiven humanitären Verantwortung für immer. Eine schöne Rolle. Finde ich viel besser als die des Aggressors, des Mitläufers oder vielen anderer Rollen. Und wir haben unsere humanitäre Position gegen jeden Widerstand verteidigt. Die Freundschaft stand auf dem Spiel. Wir drohten aus der Gemeinschaft verstoßen zu werden. Heute sitzen da eine Reihe von Verantwortlichen, die alle in einer stillen Stunde denken: „Hätte ich mich da besser raus gehalten.“ Somit hat mein Leben als Deutscher Ausländer im Ausland einen besonderen Sinn. Als wenn ein Spanier nach Schottland fährt. Oder ein Schwede nach Griechenland. Türken und Griechen könnten noch wissen, was ich meine. Religionen unter einander auch. Aber Deutschland hat es einfach mal so gleich zweimal in einem Jahrhundert mit dem Rest der Welt aufgenommen. Darum schwingt bei Deutschland, Deutsch, Schwarz Rot Gold und der Hymne immer etwas Barbarisches mit. Weil es unter diesen Eindrücken auch barbarisch war. Es ist gerade mal 60 Jahre her. 54 Millionen Tote. 20 Millionen Russen. 7 Jahre Krieg. 6 Millionen Juden. Und keiner von denen ist eines natürlichen Todes gestorben. Die Hölle auf Erden. Der Teufel sprach deutsch und hörte Wagner. Seine Handlanger verbrannten Bücher und verfolgten alle anderen bis in den Tod. Und wir Heute wissen über diesen hinaus. Jeder einzelne Tod ist mit persönlichem, unmenschlichem Schmerz verbunden. Jeder Tod ist mal zehn mit unmenschlicher Trauer verbunden. Und das alles gerade mal 60 Jahre her. Da leben noch überlebende Opfer. Die in deutsch bis auf des bitterste gedemütigt wurden. Da schleichen noch Täter. Die das Ausmaß immer noch herunter spielen. Da scheint es doch nur logisch, dass allein der Klang der deutschen Sprache, eine pavlowsche Reaktion auslöst. Darum schreit man als Deutscher nicht so laut im Ausland. Aus Respekt vor den Überlebenden. Ich zucke immer wieder zusammen, wenn im Fußballstadion, die Fankurve „Sieg – Sieg“ lauthals skandiert. Wenn fette Deutsche, ungepflegte Männer mit Sonnenbrand am Strand, mit Bierfahne sich unüberhörbar aufführen. Deutsch im Ausland ist für mich immer noch von Zurückhaltung, Demut und Freundlichkeit geprägt. Es ist eine schöne Verpflichtung der angenehmere Ausländer zu sein. Als, unterbewusst zu wissen, dass man gehasst wird. Alles Aspekte die ein Teil dieses katastrophalen Trauerzuges deutscher Geschichte wurden. Man rülpt ja auch nicht am Tisch. Und die Gründe dafür, dies nicht zu tun, sind bei weitem nicht so überzeugend. Trotzdem, regen sich viele darüber auf. Die Verantwortung „deutsch“ mit Freude an zu nehmen. Ja, sich verantwortlich zeigen, das fällt vielen schwer. Aber sich nachher nicht entschuldigen können, wenn die Verantwortung völlig aus den Fugen geraten ist, noch umso schwerer. Man war ja nicht verantwortlich. So das muss reichen. Als wenn jemand unter Alkoholeinfluss einen Autounfall baut, bei dem Menschen zu Tode kommen und derjenige einfach die eigene Verantwortung dem Alkohol auferlegt. Denn der war Schuld daran. Nüchtern wäre das nicht passiert. So leicht macht es sich der Mensch eben gerne. Alles wollen, aber keine Verantwortung tragen. Nur für den Fall, das es gut geht. Der kollektive Siegestaumel, der ist zulässig. Wir werden Weltmeister. Aber die haben das getan. Schon paradox. Aber so ist er nun mal der Mensch. Und wir Deutschen können es besser machen. Wir können diesem menschlichen Problem begegnen. Was für eine einmalige Chance. Aber man ist jetzt nicht mehr verantwortlich. So einfach wollen es ich viele machen. Das ist kein deutsches Problem. Das ist ein Problem des Menschen. Leben light. Man kann nicht so tun, als ob dem nicht so wäre. Andere haben ein ähnliches Problem vor der Brust. Obwohl wir Deutsche das natürlich nie sagen dürfen. Denn wir haben lebenslänglich Fingerzeigverbot. Amerikaner und Indianer. Oh, jetzt habe ich es gesagt. Australier und Aborigines. Mensch, schon wieder. Chinesen und Buddhisten. Da wieder. Westliche Welt und Afrika. Mein Gott. Vietnamesen und Amerikaner und die Franzosen. Ist es mir schon wieder rausgerutscht. Franzosen und Algerien. Oh! Jugoslawien und der Kosovo. Schon wieder. Viele haben ihren eigenen Teil vom Schuldgefühl-Syndrom abbekommen. Ob sie es wahr haben wollen oder nicht. Die meisten verweisen dann immer auf die Deutschen. Das ist lächerlich wie im Krankenhaus. Da findet man auch immer jemanden, dem es schlechter geht. Jeder geht damit um, wie er damit glaubt umgehen zu müssen. Deshalb ist es schon richtig. Das man erst mal vor der eigenen Stube fegen sollte. Bis man andere auf ihren eigenen Dreck hinweist. Aber wir fegen und fegen, haben mittlerweile eine blitzblanke Bude, aber das Recht mal die Staubkörner der anderen ins Auge zu fassen. Dieses Recht haben wir auf immer verwirkt. So ist das nun mal. Deshalb schon mal Entschuldigung dafür, das ich es trotzdem getan habe. Fußballspiele gegen Deutschland waren gerade für Holland und andere Länder, wie für uns immer mehr, als nur, ausschließlich Fußballspiele. Es ist immer auch eine Abrechnung. Für unsere Gegner war es auch immer der Wunsch nach Genugtuung. Dem wir dummerweise selten nachgekommen sind. Wir wären weiter, viel weiter wenn wir nie

Weltmeister geworden wären und nie Europameister im Fußball. Zum wichtigen Integrationsgefühl Europa hätte das ungeahnte viel beigetragen. Aber wir haben mal wieder falsche Ziele verfolgt. Bis Heute. Ach würden uns alle lieb haben, wenn wir in jeder Vorrunde seit 1954 mit 8:2 rausfliegen würden. Wie beim Wresling hätte man das alles türken sollen. Deutschland immer hoffnungsvoll immer mit einem guten Anfang, aber am Ende siegen immer die Anderen. Wie schön wäre das zu häufig zitierte Zitat von Gerry Linaker: Fußball ist 11 gegen 11 und am Ende lachen alle über die Deutschen, wenn sie mal wieder raus geflogen sind.“ Aber leider kam alles anders. Wir mit unserem Ehrgeiz. Wir haben gewonnen. Und jetzt steigen wir auch noch in unsere Autos und fahren nach Frankreich. Um uns für das alles zu entschuldigen. Und das auch noch bei einem ehemaligen Erzfeind. Auch so ein Wort, dessen Sinn ich bis Heute nicht verstehe. Oder anders gesagt nicht bereit bin zu akzeptieren. Unsere Annäherung bestand darin, sich die andere Kultur zu verinnerlichen. Und seine eigene Identität hinten an zu stellen, zu verleugnen und so gut es ging zu verstecken. Das Ziel, zeitweise einer der ihren unter ihnen zu sein. So wenig Deutsch wie möglich zu sein war das oberste Gebot. Keine Fahnen. Und bloß keine Hymne. Deutschland verstecke dich, hieß das Spiel. Franzose ärgere dich nicht. Das Seltsame an dieser Verstellung und Einstellung fiel mir schon früh auf, wenn man sich zum Beispiel Menschen aus anderen Ländern vorstellte. Dann sprach man seinen eigenen Namen nie in Deutsch aus. Sondern so wie er in der Fremdsprache wohl klingen müsste. Franzosen würden keinen Gedanken daran verschwenden wie Jean, Paul oder Phillip sich in Deutsch anhört. Aber aus Christof wurde eine klanglich französische Vorspeise gemacht. Oder es klang mehr wie ein Ort in der Normandie. Als nach meinem Vornamen – „kriissdough“. Und weil Franzosen kein „h“ aussprechen können, hat man freiwillig beim Nachnamen den ersten Buchstaben weggelassen und den Rest endlos in die Höhe und Länge gezogen: „iinnzäää! Das sollte dann Hintze bedeuten. Auch der Versuch akzentfrei eine Fremdsprache zu beherrschen, war ein angeborener Tick. Hat jemand mal Franzosen englisch reden hören? Das fällt einem erst einen Tag später auf, dass dies englisch hätte sein können. Wir aber haben der exakten Aussprache gefrönt. Wie andere den präzisen Ton einem Instrument entlocken. Man trank Rosé, trug zu dieser Zeit Blau-Weiß gestreifte Pullover oder T-Shirts. Im fremden Land traute man sich auch eine Baskenmütze aufzusetzen. In Deutschland wäre das wohl des Guten zu viel gewesen. Man aß Schnecken, Muscheln und Froschschenkel. Käse bis zur Ohnmacht. Hörte Joe Dassin und Yves Montand. Im Fernsehen sah man Filme von Truffaut, oder mit Jean Gabin. Über Tati durfte man sich offiziell lauthals totlachen. Frankreich war eine Art Lebenskultur die man am Bein hatte, die man mitten in Deutschland auslebte. Damit zeigt man etwas. Man dokumentierte etwas Wesentliches. Die Krönung war der familiäre Besitz eines französischen Autos. Die damals wirklich noch Schrott waren. Talbot Simca, die sind weggerostet wie Eiswürfel in der Cola geschmolzen sind. Der oder das Cola? Diese Diskussion weigere ich mich zu führen. Ich habe deshalb zeitlebens „eine Cola“ bestellt. Und die „Cola“ gemeint. Citroen, Renault oder, wer konnte, ein Peugeot. Sogar der Peugeot Händler in Deutschland war schon irgendwie spürbar französisches Hoheitsgebiet. Ein Botschaftsgelände für Frankophile. Wie ein Kurzurlaub in die Ardennen. Wie Philatelisten sich die Nase an jedem Briefmarkenladen platt drückten, so erging es Familien beim französischen Autohändler. Die Ente. Der Peugeot 205. Der R5. Alles Kult. Entstanden auf dem breiten Rücken eines kollektiven Schuldgefühles. Da kann man aus heutiger Auto sicht nur froh sein, dass die Italiener so lange mit ihrem Dutsche rechts Schritt gehalten haben. Sonst wären wir alle Alpha Sud gefahren. Wer sich noch erinnert. Das einzige Auto, das noch schneller rostete als es die chemische Reaktion überhaupt für möglich hielt. Habe ich da nicht vorhin meinen Alpha Sud geparkt? Weg war er. Im Autohimmel. Weiter klare und eindeutige Indizien für den Befall von Frankophilie waren regelmäßig Baguette im Brotkorb. Ich hatte sogar eine französische Brieffreundin. Okay, die Formulierung klingt etwas hochtrabend. Es war mehr ein Nachkarren, nach einem Mädchen, bei dem ich nicht zum Zuge gekommen bin. Die Tochter eines französischen Generals. Isabelle Labonde hieß sie. Sie war Austauschschülerin in Deutschland und sehr hübsch. In einer anderen Familie untergebracht. Aber ich habe mich an sie ran gemacht. Ich hasste Briefe schreiben, aber ich hatte keine andere Chance den Kontakt anderweitig aufrecht zu halten. Ich wollte Frankreich lieben. Und ich wollte das Frankreich mich liebt. Der Unterschied zwischen Sex und Liebe war mir noch nicht geläufig. Telefonieren mit Isabelle wäre undenkbar gewesen. Zu teuer. So haben wir uns schüchterne inhaltsleere Briefe hin und her geschickt. Alles gipfelte dann in einem gemeinsamen Urlaub auf einer französischen Insel bei und mit ihrer ganzen und großen Familie. Franzosen haben im Gegensatz zu uns Deutschen große Familien. Und wenn ich groß sage, dann meine ich 4-Mal so groß wie sie jetzt denken. Wir Deutschen haben dagegen Familchen. Da kamen welche aus Australien angereist. Jeden Sommer. Zu Weihnachten und zu sonstigen wichtigen und unwichtigeren Anlässen. Wenn die Familie rief, folgt ein halbes Land. Die Familie eines Generals. Mehr muss ich eigentlich nicht mehr sagen. Ich bin mit dem Leben davon gekommen, sonst könnte ich diese Zeilen nicht schreiben. Aber ich bin offensichtlich in keinster Weise zum Schuss gekommen. Aus 3 Wochen wurden nur 10 Tage und ich wurde zurück geschickt. Risikominimierung aus Sicht des Generals. Denn Isabelle kam mir bedrohlich nahe. Das war des guten dann doch zu viel. Die Entwicklung war ohnehin hoffnungslos und unbefriedigend für mich. Da zog ich den kontrollierten noch unverwundeten Rückzug vor. Alles entwickelte sich anders als erwartet. Vor allem als erhofft. Es war rückblickend aber gut so. Denn Isabelle war im Dunstkreis ihrer Familie ein ganz anderer Mensch - Französin. Alles knistern zwischen uns wurde ständig von ihrer Familie flächendeckend gelöscht. Und da sie nicht enterbt und verstoßen werden wollte, löschte sie meistens mit. Ein Deutscher im urlaub im Hause eines französischen Generals. Dass war dann doch zu viel. Der hätte eher ein Bein, statt seine Tochter hergegeben. Bloß kein Deutscher hieß es zu dieser Zeit noch immer in Frankreich. Auf einem Niveau wie man in Deutschland befand, bloß kein Gastarbeiter. Das gefiel mir nicht. Wir haben nie mehr von einander Kenntnis genommen. Obwohl eine Isabelle aus Frankreich noch eine sehr kurze, aber sehr schöne Rolle in meinem Leben

spielen sollte. Die mir auf einen Schlag den Unterschied zwischen Liebe und Sex für immer klar machen würde. Vielleicht war Frankreich noch nicht reif für mich, weil ich noch nicht Reif genug war? Gerade deswegen lag es nur nahe, dass natürlich jeder als zweite Fremdsprache in der Schule französisch wählte. Frankreich, das war nun mal das Land der Liebe. Das Land, das man lieben lernen sollte und musste. Ohne Gewissheit, dass diese Liebe jemals erwidert würde. Bis dahin. Wir waren Deutsche. Das hörte man und das sah man. In Frankreich reichte das aus, um abrupt Stille an einem belebten Ort einkehren zu lassen. Restaurant Besitzer mit leeren Tischen im Rücken erklärten einen, dass kein Tisch mehr frei wäre – pardon! Im Supermarkt folgten einem Mitarbeiter auf Schritt und Tritt. Diese Demütigungen, Ausgrenzungen und Zurückweisungen hat man aber mit großem Verständnis auf sich genommen. Warum verstand ich erst später. Frankreich ist und bleibt eine Liebe die vielleicht nie auf Gegenseitigkeit beruhen wird. Frankreich ist und bleibt beleidigt. Der Schmerz und das Leid, das wir Deutschen über das Land gebracht haben ist einfach noch zu groß. Die Wunden sind nicht mal vernarbt. Es ist auch erst 60 Jahre her. Die Zeitzeugen leben noch unter uns. Deren Hass wurde weiter und weiter gereicht. Wie eine Pechfackel. Diese brennt zwar weiter ab, aber bis sie erlischt, das kann noch dauern. Wie lange? Das ist doch egal. Mit der sicheren Hoffnung und dem festen Glauben, dass diese seelische Krankheit heilbar ist, ist Zeit ein unwesentlicher Faktor. Das ist so, als ob man Krebs hat, die Heilung ist entscheidend, das Wann ist völlig nebensächlich. Fragen sie mal einen Krebskranken, der wird ihnen das bestätigen. Das Aufrechnen in Zeit ist dumm. Denn wer wirkliches Leid ertragen musste, der weiß dass das Sprichwort, die Zeit heilt alle Wunden, wirklich dämlich ist. Das tut sie nicht, das soll sie auch nicht. Es gibt Schmerzen für die Ewigkeit. In diesem unseren Fall sind diese sogar wichtig. Denn sie bewahren die wichtige Wachsamkeit. Das so etwas nicht mehr passieren kann. Frankreich kann noch nicht vergeben, noch nicht verzeihen. Noch nicht. Der tiefste Stachel im Fleisch von Frankreich ist die Tatsache, sich nach dem 2-Weltkrieg nicht selbst befreit zu haben. Die Resistance wirkt da inszeniert um einigermaßen eine Richtigstellung für die eigene geschönte Wahrheit hin zu bekommen. Deutschland besetzt, ausgebombt, entwapnet, kapituliert, demoliert und demontiert. Trotzdem im Eiltempo auferstanden aus Ruinen. Zur in den Schoß der Weltgemeinschaft. 1954 schon Fussball Weltmeister und kurze Zeit später wirtschaftlich rechts an Frankreich ohne zu blinken vorüber gezogen ist. Die D-Mark. Aber es bleibt für viele trotzdem eine unerfüllte Liebe. Eine die bekanntlich besonders reizt. Die Sehnsucht danach ist größer, als die Wunden, die vernarben werden. Unser frankophiles Leben war eigentlich schön. Bis auf die unglaublich fetten Soßen mit endlos viel Sahne drin. Auch die creme fraiche Arie, empfand ich als zu dickflüssig. Was daran fraiches sein sollte? Ach ja Senf kam natürlich aus Dijon. Nun aber schnell zurück nach Vieux Beaucoup am Atlantik im Sommer 1976. Einige Tage habe ich die alten Männer beim Boulespiel beobachtet. Gucken, werfen, messen, freuen, ärgern, schießen, werfen, prüfen, putzen, abmessen, lachen, diskutieren, rauchen und wieder und wieder werfen. In sängender Hitze, harre ich am staubigen Bouleplatz im Ortszentrum aus. Der kleine blonde Deutsche, ohne eine Miene zu verziehen. Gut eingecremt von Muttern. Sonst wäre ich wie eine Wunderkerze einfach verglüht. Immer mit einem interessierten Lächeln im Blick. So als ob man in der Warteschlange beim Bäcker der dicklichen Verkäuferin ständig signalisieren will, ich bin als nächster dran. Ich. Hallo ich komme jetzt gleich dran. Das ist gar nicht so einfach. So einen Blick auf sich ziehender Blick, der natürlich ohne jegliche Intimitäten nicht falsch verstanden werden soll. So stand ich da wie ein Wackeldackel. Bei guten Würfeln wippte mein Kopf von oben nach unten. Wie ein Trainer, der das hat kommen sehen. Bei verunglückten Würfeln, ein leichtes Schütteln. Der gleiche Trainer, der auch das hat kommen sehen. Und auch immer die Ohren weit offen. Um Wortfetzen zu verinnerlichen: bien joue, merde, o la la, une, deux, trois, boule, pueton, par tous, a toi. Meine Eltern haben mich dort natürlich gerne eine Zeit verweilen lassen. Die hatten dann mal ihre Ruhe und den kleinsten von der Backe. Bei fünf Kindern eine Chance, die man sich nicht entgehen lassen kann. In regelmäßigen Abständen kam ohnehin immer ein Familienmitglied, um nach dem rechten zu sehen. Die standen dann kurz bei mir. Stellten dann völlig uninteressiert ein paar Interessierte Fragen. Die ich dann natürlich alle beantworten konnte. Ich kann mittlerweile einigermaßen die Spielregeln. Die Spieler Charaktere. Die Wurfscenarien und Techniken. Die Namen der meisten Spieler und was man sonst noch so um das Spiel vom Spiel erfährt, wenn man ihm alle seine Aufmerksamkeit widmete. Immer versuchte ich, die Blicke der Boulespieler zu kreuzen. Einen Blick aufzufangen und für mich einzufangen. Meine Geschwister suchten Muscheln am Strand und ich erhaschte Blicke von Boulespielern. Hatte ich einen eingefangen, war mein Erfolgserlebnis mir im Gesicht abzulesen. Kann man Frankreich oder Franzosen näher kommen, näher als beim Boule spielen? Ich denke nicht. Ich für meinen Fall fühlte mich sehr nahe. Der Weg zu unserem Ferienhaus war nicht weit. Einfach die Straße zurück in Richtung Strand. Am Minigolfplatz vorbei. Bei einbrechender Dunkelheit war meine Zeit abgelaufen und ich musste rasch den Heimweg antreten. Begleitet wurde dieser zu meist von einem meiner Geschwister und tief fliegenden Fledermäusen. Es lag nie auch nur der Anschein einer Gefahr im Verzug. Was soll schon passieren, wenn ein blonder, deutscher 10-jähriger am Rande eines Bouleplatzes steht? Das Spiel, es hat mich sofort in seinen Bann gezogen. Obwohl ich aus heutiger Sicht nicht mehr sicher bin, ob es das Spiel war, oder alles was sich drum herum abspielen sollte. Hat auch hier die Umwelt mich mehr geformt, als mir klar ist? Zufall, Schicksal und Glück waren man wieder am Werke? Denn welche Entscheidung kontrollieren wir wirklich? Welche sind von der Umwelt völlig willkürlich geprägt? Natürlich behauptet der Mensch gerne mit Berufung seines Verstandes, was er alles logisch entscheidet. Aber ich hatte schon immer das Gefühl, das es mit der menschlichen Logik nicht weit her ist. Das alles was wir machen, sicher nicht im Kopf entschieden wird, sondern eher aus dem Bauch heraus. Und dann eher dünn vom Kopf erklärt wird. Denn ich bezweifle, dass es ein Boule-Gen gibt. Das plötzlich ausgelöst wird. Die Natur ist wirklich ein einfaches Spiel. Das wäre der Natur viel zu kompliziert. Reinkarnation kann ich natürlich nicht kategorisch ausschließen. Ich ein wiedergeborener Jean Paul aus Brest in der Bretagne? Vor dem Hintergrund, dass alle meine Vorfahren aus dem

Osten kommen. Die kennen Kugeln nur vom russisch Roulett. Oder ähnlichem. Alles am Boule hat mich fasziniert. Die gelben stinkenden Zigaretten im Mundwinkel. Gitanes Maisblatt. Die waren offensichtlich so ungesund, dass man den Krebs mit dem bloßen Auge auf dem Tabak hätte sicherlich krabbeln und erkennen können. Diese Stoffschuppen an den Füßen. Die am Hacken runter getreten waren, weil sie einem sonst die Verse aufscheuerten. Die Eisenkugeln. Die unterschiedlichen Markierungen auf den Kugeln. Eine Rille. Zwei Rillen. Kreise. Die ganz glatten. Die Präzision. Das Schweinchen. Damals noch holzfarben. Der Lappen in der hand. Das Polieren der Kugeln zwischen den Würfeln. Die Konzentration. Das Diskutieren. Das Nachmessen. Das Anrollen und weg schießen. Das seinem Mitspieler den idealen Punkt anzeigen. Alles war eins. Alles war Frankreich. Es war wie ein Frankreich-Konzentrat von Persil. In diesem Mikrokosmos war die ganze Idee von Frankreich vereint. So wie in einem Regentropfen die ganze Idee des Meeres enthalten ist. Reduziert auf die Größe und das Gewicht einer Eisenkugel. Vor allem fiel mir dieser eine alte Mann mit den weißen Haaren auf. Jedem, der einen Moment den Spielern zusah, fiel er unweigerlich auf. Gott, hatte der viele Haare am ganzen Körper auch auf dem Rücken. Ein Umstand, der mich viele Jahre später selbst ereilen sollte. Der alte Mann war schon ganz klein, weil er so krumm war. Früher war er sicher 10 bis 15 Zentimeter größer. Aber jetzt schien er zu schrumpfen. Mit seiner weißen Seglermütze. Und einer ledrigen dunkelbraunen Haut. Die mir wie unser dunkelbraunes IKEA Ledersofa vorkam. Damals wusste ich noch nicht, was Alter wirklich bedeutet. Für mich war mein großer 6 Jahre älterer Bruder alt. Meine Eltern steinalt. Also stand da eine Art Druide vor mir. Mit einem langen weißen Bart hätte er sich nahtlos in meine Asterix und Obelix Vorstellung eingefügt. 200 Jahre alt oder noch ein bisschen älter. Der einen Magneten an einer Schnur hatte, die praktischerweise bis zum Boden reichte, um die Kugeln wie von Zauberhand vom Boden aufzuheben. Direkt ins Tuch. Wo sie dann kurz poliert wurden, um wieder im trockenen, staubigen Dreck in unmittelbarer Nähe des Schweinchens zu landen. Der nie nachmessen musste, weil er entweder unübersehbar immer näher als alle anderen war. Oder andere sich für ihn bückten. Ihm wurde jeglicher Respekt entgegen gebracht. Er war der grand senior, auf dem Platz. Das spürte man. Wenn er im Wurfbereich stand, war das immer ein besonderer Moment. Ein Umgang mit alten Menschen, der mir in Deutschland fremd war. Das sah man so alte Menschen nicht. Oder nur selten, an der Kasse im SPAR. Wenn sie wieder den Zettel von der Wursttheke verloren hatten und meine Mutter davon völlig genervt war. Was mir auch an dem alten Mann auffiel, und mir zuerst unerklärlich war, war das auf seinem linken Unterarm, auf der Innenseite, eine Nummer geschrieben stand. Die könnte er da mit Kugelschreiber hingeschrieben haben? Dachte ich mir aus. Ich ließ die Kugelschreiber-Theorie aber schnell wieder fallen. Denn der hielt doch nicht länger als einen Tag auf der Haut. Außer man würde sich an dieser Stelle nie mehr waschen. Was unwahrscheinlich war. Erwachsene waschen sich ständig. Vor allem, wenn sie den ganzen Tag im Staub stehen. Zudem konnte er unmöglich jeden Tag an exakt derselben Stelle so genau die Nummer wieder notiert haben. Aber sie war jeden Tag da. Vielleicht ist das seine Telefonnummer oder sein Geburtstag? Menschen in dem Alter vergessen doch so viel. Eine praktische Idee, dachte ich mir. Eine Nummer? Tätowierungen kannte ich natürlich auch. Aber wer tätowiert sich eine Nummer auf den Arm? Das ergibt doch keinen Sinn. Herzen, Messer, Frauennamen. Aber eine Nummer? Man stelle sich mal vor, es wäre seine Telefonnummer und die würde sich ändern. Ich hatte mir in meinem kurzen Leben schon verschiedene merken müssen. Wie viele wären das erst, wenn man steinalt ist. Der Arm müsste voller Nummern sein. Als ich meinem Vater davon erzählte und nach der Nummer fragte, wurde mir schnell klar, dass die Nummer eine gänzlich andere Bedeutung hatte. Mein Vater erklärte mir dann sehr umständlich, was das für eine Nummer war. Bis dahin war mir die Existenz von Konzentrationslagern nicht bekannt. Ganz verstanden habe ich das damals nicht auf Anhieb. Nur so viel, dass wir Deutschen viele Menschen in Unterbringungen festgehalten haben, gegen ihren Willen, in denen es den Insassen sehr schlecht ging. So schlecht, dass viele verstarben. Von Krematorien hatte mein Vater zu diesem Zeitpunkt noch nichts erzählt. Von 6 Millionen Juden auch nichts. Er wollte sich auf das Wesentliche konzentrieren, auf die Erklärung zur Nummer. Und weil das so viele in diesen Konzentrationslagern waren, hat man der Ordnung halber alle durchnummeriert. Wie gesagt, was sich hinter dieser einfachen Erklärung wirklich verbarg, verstand ich erst einige Jahre später, als ich den Film "Deutschland im Nebel" sah. Ein Schock. Seit dem habe ich nie mehr die Nummer auf diesem Arm aus dem Kopf bekommen. Er war da. Er hat es überlebt. Er kam zurück. Aber plötzlich lag trotzdem ein kleines Schuldgefühl auf meinen jungen deutschen Schultern. So als ob einen eine leichte Müdigkeit befallen hätte. Man musste ständig daran denken nicht einzunicken. Diese Schuld war immer da, wie ein neuer Schatten an meiner Seite. Nicht groß, nicht lang, aber ich konnte ihn spüren. Der Respekt vor dem alten Mann und dem Spiel stieg exponential weiter an. Ich war kurz davor mir ein Autogramm zu holen. So weit ging meine Verehrung. Sicherlich auch stark angetrieben von dem leidlichen Schuldgefühl, das mich ab dann lange Zeit begleiten sollte. Und wenn ich ehrlich bin noch heute ein Teil meiner eigenen Wahrnehmung ist. Ich empfinde diese aber nicht mehr als belastend, sondern eher als eine Herausforderung. Einen Auftrag. Wie einem Rückstand in einem Fußballspiel hinterher laufen zu müssen. Immer mit dem festen Willen, Ziel und Glauben einholen zu können. Am Ende das Spiel für mich zu entscheiden. Er bemerkte meine übertriebene Aufmerksamkeit natürlich. So wie ich ihn angestarrt habe, ließ sich das nicht vermeiden. Außer er wäre blind gewesen, was beim Boulespiel aber mehr als unüblich ist. Er sprach mich immer regelmäßiger beim Vorbeigehen in deutschen Bruchstücken an. Ich empfand diese als witzig, er auch. Dachte ich zumindest. „jawohl!“ alles klar?“ warf er mir zu und ich lachte, um ihm meine Sympathie zu verdeutlichen. Wenn der Mut mich übermannte, antwortet ich in französischen Bruchstücken, die ich auf dem Platz aufgeschnappt hatte, zurück: oui, bien joui, merci, bonjour. Nach 4 langen, heißen Sommertagen, ohne Schatten, kam er dann auf mich zu und reichte mir seine Boulekugeln. Die Zeit schien still zu stehen. Keine Zeitzeugen meiner Familie in der Nähe. Ein kleiner nicht unwesentlicher Schlüsselmoment in meinem Leben. „Du auch? Fragte er“ ich wurde knall

rot, dann blass, dann wieder knallrot. Hitzewallungen und Schüttelfrost. „Jjaa!Jjjjaa!Quiiii-ouiiii“ stotterte ich. Die ganze Welt schien nur auf mich zu blicken. Wie in einer 1 millionenfachen Vergrößerung unter einem Elektronenmikroskop stand ich da. Ab dem Zeitpunkt brachten mir alle alten Franzosen auf diesem Bouleplatz jeden Tag meines Resturlaubs so 10 bis 20 Minuten Boule spielen bei. Und Boule leben. Was zwei völlig unterschiedliche Dinge sind. Das Spiel versteht man schnell. Es ist ja, wie gesagt, ein einfaches Spiel. Man muss die große Kugel nur nah an die kleine werfen. Aber die Attitüden des Spieles. Die Bewegungsgeschwindigkeit. Wie man seiner Kugel nachsieht. Wie nah man seinem Mitspieler kommt. Wie man sich den Boden ansieht. Wie man sich auf dem Platz verhält. Alles das lernte ich natürlich auch. Da war nichts von Fußball Stimmung. Man fällt sich nicht in die Arme, wenn man einen guten Wurf gemacht hatte. Sondern man machte umso besser der Wurf war, ein umso selbstkritischeres Gesicht. Und wenn einem mal die Kugel entgleitet, macht man sich besser schnell über sich selbst lustig. Bevor es andere taten. Es war immer die kostbarste und schönste Zeit meines Urlaubstages. Ich wartete bis alle Begegnungen gespielt schienen und wieder meine Minuten dran waren. Seine Frau. Also die Frau von Pepe, so hieß der alte Mann, sprach fließend deutsch. Ich glaube sie war sogar Deutsche. Sie war sehr nett. Meine Eltern waren sehr glücklich, dass ich so nett aufgenommen wurde. Man merkte ihnen förmlich an, dass sie den frankophilen Therapieerfolg wohlwollend in sich aufsaugten. Aber sie behielten immer eine Distanz. Als ob sie ein schreckhaftes Eichhörnchen am Wegrand nicht verjagen wollten. Denn keines ihrer anderen Kinder war so tief in das Herz Frankreichs vorgestoßen wie ich. Ich habe Pepe natürlich nie auf die Nummer auf seinem Arm angesprochen. Nie. Aber hingesehen, habe ich ständig. Sie waren alle sehr nett zu mir. Was ich Zeitlebens nicht vergessen habe. Denn mit diesem Moment hat mir Pepe gewollt oder ungewollt etwas mit auf meinen Lebensweg gegeben. Er hat mir was in meinen Rucksack der Erkenntnisse gesteckt. Wie Schokolade in die Schuhe an Nikolaus. Was ich erst viel später in seiner ganzen Auswirkung erkennen sollte: das Spiel. Die Toleranz. Die Gerechtigkeit. Die Gemeinschaft. Der Spaß. Die Gelassenheit. Das Gönnen. Bei soviel Leid, das er sicherlich erlitten hatte. Was ich natürlich auch erst viel später erahnen konnte. Hat er den kleinen Deutschen mitgenommen, zu sich genommen, an seine Seite genommen, wie ein Opa. In eine andere Welt – Frankreich. Seine schützende Aura zog einen magischen Kreis um mich. Ich war jeden Tag für Minuten einer von ihnen. Sicher und unantastbar. Unter dem persönlichen Schutz von Pepe. Der Mensch kann also verzeihen ohne dabei vergessen zu müssen. Nicht alle. Nicht viele. Aber Pepe konnte das. Es wäre ein Leichtes gewesen, an mir vorbei zu sehen. Obwohl er die Nummer am Arm trug, all die anderen Boulespieler nicht. Nur gut, dass ich die Chance hatte, es in diesem Jahr zu lernen. Denn schon ein Jahr später weilte Pepe nicht mehr unter uns. Ich weiß es, weil wir ein Jahr darauf für ein zweites und letztes Mal mit der gesamten Familie an diesen Ort zurückkehrten. Der ohne Pepe, auch die sämtliche Toleranz des Vorjahres völlig verloren hatte. Ich wurde ignoriert und gemieden. Dann doch der Deutsche eben. Keiner bot mir mehr seine Kugeln an. Keiner wollte mit mir spielen. Als ob ich eine ansteckende Krankheit hätte. Der Junge aus dem Sumpf des Tätervolkes. So wurde ich gemieden. Das hat mich tief getroffen. Weil damit auch das Andenken an Pepe schaden genommen hat. Frankreich hat von Pepe nicht gelernt. So spielte ich dann wohl oder übel mit meinen Geschwistern am Ferienhaus. Im Sand. Die aber hatten den tieferen Sinn des Spiels nicht verinnerlicht. Die sahen damals ein Spiel. Nur als ein Spiel. Die spürten nicht die Kultur. Wie auch. Sondern sie spielten das Ganze auf ihre ganz eigene Art. Das war weniger Boule, mehr Kugeln werfen. Ich war nie mehr am Dorfplatz gesehen. Es gab keinen Grund für mich weiterhin demütigen zu lassen. Wie diese Kellner im Restaurant, nach denen man ständig Ausschau hält, denen man unablässig zuwinkt, die aber, den ich guck länger an dir vorbei und noch länger durch dich durch Blick, drauf haben. Aber wie die Kellner mir heute nicht mehr das Essen vermiesen können, so konnten mir die Boulespieler das Spiel, das Pepe mir mitgegeben hatte, nicht mehr nehmen. Es saß viel tiefer, als die Dummheit der Menschen, die mir entgegen sprang. Es wäre auch keinem aufgefallen. Sie waren wieder unter sich. Sie konnten wieder ihren gelernten Dogmen aufrechterhalten und ihre überlieferten Vorurteile aufpolieren wie die Kugeln. Das Spiel mit meinen Geschwistern aber brachte nicht den Spaß, die Verbundenheit, die durch meine Vorfreude und Erfahrungen eines Sommers zurück in mir loderte. Es war nicht mehr französisch. Es hatte auf einen Schlag an Gelassenheit verloren. Übertriebener Ehrgeiz gesellte sich dazu. Ständig wurde es laut und es wurde noch häufiger gestritten. Ganz im Gegenteil, ohne Pepe, war es als ob man meiner Lust am Boule die Kerzen ausgeblasen hätte. Meine Eltern bemerkten meine Enttäuschung. Reagierten spontan und kauften mir meine ersten glänzenden Boulekugeln. Aber trotzdem war meine Leidenschaft bis auf weiteres abgekühlt. Es war eben nicht mehr dasselbe, sondern nur so etwas Ähnliches. Als Kind war ich sehr enttäuscht und tief berührt. Wie sich innerhalb von einem Jahr das Blatt wenden konnte. Wenden zu einem menschlich so schlechten. Die ganze Autofahrt freute ich mich auf Pepe. Aber Pepe hatte mir trotzdem meine Lektion mit auf den Lebensweg gegeben. Obwohl er das sicher nicht beabsichtigt hatte. Das Spiel musste erstmal einige Zeit ohne mich auskommen. Nach dem Ausflug in die Geschichte meiner Verbindung zum Spiel nun zum eigentlichen Spiel zurück. Man spielt es gewöhnlich mit 3 Kugeln. Aus Eisen. Die einen Durchmesser von um die 74 mm haben. Es gibt auch größere und kleinere. Je nach Handgröße, Wurftechnik und Spieleigenschaften muss man sich für welche entscheiden und fest daran glauben, es seien die richtigen. Ist man dazu noch nicht in der Lage, dann sollte man sich auch noch keine kaufen, sondern sich welche leihen. Bis man in der Lage ist, sich welche zu kaufen. Zudem haben diese Kugeln unterschiedliche Gewichte. So um die 710 Gramm. Es gibt aber auch schwerere und leichtere. Auch hier kommt die erwähnte Entscheidungsfähigkeit ins Spiel, vor dem eigentlichen Spiel. Zudem haben die Kugeln unterschiedliche Eigenschaften in Bezug auf den Härtegrad. Auch hier wird irgendwann eine Entscheidung notwendig sein. Es gibt härtere und weichere. Die weichen rosten schneller. Bekommen schneller Macken. Die harten rollen mehr, springen mehr und versinken schneller. Aber rosten nicht so schnell. Die weichen rollen weniger und titschen nicht so bei hartem Boden. Jeder Boulespieler schwört auf

seine Kugeln. Denn die waren in der Regel teuer. Und die Entscheidung für die richtigen Kugelsätze hat sich sicherlich in die Länge gezogen. Die Kugelsätze ruhen in einer schönen Holzkiste oder in einem Kunstlederbeutel. Zu dem gibt es ein Cochon, auf deutsch „Schweinchen“Holzkugel. Früher war die holzfarbend. Heute ist diese grell gelb, grell grün oder grell rot. Wie mit den Tennisbällen. Die waren auch mal nur cremefarben. Damals. Damals erinnere ich mich es war nun 1981, machte ich meine Klassenfahrt an die Cotes Azur. Genau gesagt nach St. Raphael. Das liegt bei Toulon. Alle 10 Schulklassen machen eine Abschlussfahrt. So auch die 10.4 der Gesamtschule Köln Chorweiler. Heute heißt sie Heinrich Böll Gesamtschule. Schon ein Jahr später waren wir nur noch die Hälfte in der Klasse. Die einen marschierten weiter Richtung Abitur. Die anderen in die Lehre oder zum Bund. Wir hatten die Wahl. Meine Wahl war klar und eindeutig auf Frankreich gefallen. Andere reisten nach London und Italien. Wir waren sehr viele Schüler, ich denke mal so um die 600 müssen es gewesen sein. Aus mehreren Schulen. Am Mittelmeer war ich zuvor noch nie. Deshalb fiel mir die Entscheidung leicht. Ich erwähne das, weil ich hier erneut auf Frankreich getroffen bin, in der Sehnsucht, Frankreich würde meine Liebe erwidern. In wunderbarer Form und ebenso ansehnlichen Kurven mit demselben Namen der mir schon Jahre zuvor begegnet ist - Isabelle. Sie war die Attraktive und unerreichbare Freundin des Hotelbesitzers. Der ein Mercedes Cabrio fuhr und in allen Belangen cooler war als wir. Zigaretten ohne Filter, Ricard ohne Cola und Auto ohne Dach. Er behütet sie wie einen Schatz. Und sie machte keinerlei Anzeichen, dass sie für irgendjemand erreichbar wäre. Sie fuhr regelmäßig sein Cabrio. Langweilte sich eigentlich den ganzen Tag. Räkelte und cremte sich auffällig langsam und intensiv vor unser aller Augen am Strand ein. Sobald der Rücken dran war, fragte sie immer ein anderes Mädchen am Strand. Keine Chance. Die Hälfte von uns musste sofort in die Bauchlage wechseln. Weil man sonst die anatomischen Auswirkungen hätte eindeutig erkennen können. Andere huschten schnell ins kalte Wasser. Man hätte uns Jünglinge sicher sabbern hören, wenn der sonstige Lärm nicht so laut gewesen wäre. Nach dem Eincremen, legte sie sich auf den Bauch und öffnete das Oberteil. Um nahtlos braun zu werden. Alle versuchten wir uns ihre Brüste vorzustellen. Einen Anblick zu erhaschen. Denn bis zu diesem Zeitpunkt waren wir auf den Playboy als einzige Aufsichtsvorlage angewiesen. Die paar sonstigen Begegnungen haben keine Spuren hinterlassen. Und alle hofften auf eine unüberlegte Bewegung von ihr. Die den Blick nur für ein tausendstel frei geben würde. Aber den Gefallen tat sie uns nicht. Sie war unglaublich hübsch. Nein sie war mehr, sie war außerordentlich schön. Alle haben sich die Augen nach ihr verdreht. Vor allem die Lehrer. Denn sie war schon 22 Jahre. Ich war gerade mal 17 geworden. 5 Jahre älter. Das war damals eine Ewigkeit. Ich bin offensichtlich spät aus der Pubertät gekommen. Ich bin auch spät rein gekommen. Pickel im Gesicht waren nicht mein Ding. Davon blieb ich weitestgehend verschont. Mädchen hatten bis zu meinem 16 Lebensjahr keine wesentliche, besser gesagt zentral, Rolle gespielt. Also keine Sexualität als Mittelpunkt des Seins. Außer Flaschendreher und Knutschen, war nicht viel passiert. Mal gefummelt. Aber mehr dilettantisch. Mehr, um bei den anderen Jungs nicht als Spätzünder da zu stehen. Ich mochte Mädchen, aber außer hin und wieder durch die Vibrationen bei der Busfahrt am morgen, hatte mein Geschlechtsteil noch nicht die völlige Steuerung meines Willens übernommen. Willst du mit mir gehen? Blues tanzen auf „if you leave me now“ von Chicago. Händchenhalten. Liebesschwüre. Das war das Niveau, auf dem ich mich bis dato befand. Andere waren schon voll im Geschäft. Die erzählten ständig die gleichen Geschichten. Was sie wie mit welchen Mädchen wann und wo getan haben. Die standen dann alle Jungs wie Mädels, in der Pause auf dem Jungenklo und rauchten. Ich spielte draußen Fußball. Die lasen unentwegt Bravo. Ich fuhr Skateboard. Die hörten baycity roller, abba, sweet und so was. Ich hörte jazz und die beatles. Und wenn nicht, dann ging ich zum Fußball spielen. Oder auf die Domplatte zum Skateboard fahren. Oder machte andere Sachen. Aber Frankreich sollte mir in diesem Punkt ein weiteres Mal den weg weisen. Nach dem Boule bekam ich von Isabelle die wichtige Lektion in körperlicher Begierde. Sicherlich viel zuviel für meinen damaligen Status. Aber das kann man sich im Leben manchmal eben nicht aussuchen. Das erste Mal Fahrradfahren sah auch nicht so toll aus. Weiß nur keiner mehr. Beim Auto war das ähnlich. Warum sollte es beim Sex dann anders sein. Das körperliche Resultat dieser Lektion war, dass mir Tage lang mein bestes Stück schmerzte. Sicherlich ein Beweis meiner Ungeschicktheit und Unwissenheit. Denn Isabelle und ich haben uns 8 Stunden geliebt. Falsch, sie hat mich 8 Stunden dazu angehalten, sie zu lieben. Und ich habe versucht, ihren Anweisungen und Wünschen zu folgen. Was mir mehr oder weniger gelungen ist. Dabei dachte ich immer auch an Isabelle die Erste. Die Brieffreundin von damals. Meinem ersten kläglich gescheiterten Versuch, dass Frankreich mich doch bitte lieben möge. Das Schicksal hatte sich offensichtlich beim ersten Mal geirrt. An der falschen Isabelle geklingelt. Was sicherlich am Namen lag. Der Zufall hat alle Hände voll zu tun, da kann man sich mal beim Namen irren. Aber Isabelle 1 und Isabelle 2 waren was völlig anderes. Das hätte dem Schicksal gleich auffallen müssen. Ich haderte nicht mit meinem Schicksal, sondern war über den Ausgang natürlich sehr glücklich. Alles passierte in einer Nacht. Denn zum einen reisten wir drei Tage später ab. Und zum anderen war nur in dieser einen Nacht, ihr Wachhund nach Nizza gereist. Ich musste sie einfach danach fragen. Denn ich hätte es mir nie verziehen, wenn ich mit der Ungewißheit hätte leben müssen, hätte sie oder hätte sie nicht? In der felsenfesten Annahme und eben solcher Überzeugung, dass sie mein Bitten nach willenlosem und kopflosem Sex mit einem Jungster natürlich nicht erwidern würde, in dieser festen Annahme habe ich sie einfach gefragt. Auf französisch. Ein damals berühmter Disco Schlager kam mir da ganz gelegen. Eigentlich habe ich wie gesagt mindestens mit einer Ohrfeige gerechnet. Das ist fast so sicher wie am P1 in München nicht rein zu kommen. Man startet einen erbärmlichen Versuch, der einfach zum scheitern verurteilt ist. Sie lächelte aber nur, ihr unverbindliches freundliches Gesicht veränderte sich merkwürdig und antwortete „oui“. Und plötzlich war alles an dieser Situation und an ihr sehr verbindlich. Damit war meine bis dahin mühsam aufgebaute Weltordnung völlig durch einander. Wie die Dias im Diarad meines Vaters. Falsche Urlaube und verdrehte Bilder. Wir gingen sofort auf ihr

Zimmer. Wir gingen nicht über Los, zogen keine 4.000 Mark. Die Entscheidung war gefallen, das Urteil wurde sofort vollstreckt. Es machte mir den Anschein, als ob sie keine Zeit verlieren wollte. Ich wollte hier und da noch ein wenig auf Zeit spielen. Was mir aber nicht wirklich gelang. Ich hatte keine Ahnung von Sex. Ich hatte gerade mal einen schlechten Super 8 Sexfilm bei einem Freund gesehen. Bei dem ich anatomisch nicht folgen konnte. Der auch eher zur Übelkeit anregte. Es war klar, dass sie meine Unerfahrenheit heraus bekommen würde. Deshalb gestand ich ihr das ohne Umschweife ein. Und war dabei schon das erste mal gekommen. Bei dem Versuch meine Hose zu öffnen und herunter zu ziehen, habe ich schon den ersten Schuss verpulvert. Kurzschluss. Schlimmer konnte es nicht werden. Was die Sache für sie noch schmackhafter zu machen schien. Sie entwickelte einen Ehrgeiz. Einen fast sportlichen Ehrgeiz, das letzte aus mir heraus zu holen. In einer Nacht habe ich alle Praktiken durchlebt. Denen ich bis heute keine weiter hinzufügen musste. Alles wonach Frauen sich nach ihrer Meinung nach wirklich sehnen. Alles habe ich mitgemacht, so gut es ging. In der Morgendämmerung haben wir die letzte Lektion hinter uns gebracht. Sie hatte einen südamerikanischen Einschlag. Sie roch so gut. Ihre Haut war geölt und roch nach Kokosnuss. Sie hatte gewellte dunkle lange Haare. Sie war der Typ „Carmen“. Und sie schmeckte süßlich. Überall. Sie hat Recht behalten. Alle Lektionen haben bis heute Bestand. Frankreich hat mich also doch geliebt. Mehr als das, Frankreich hat mich entjungfert. Ihre dunkle Haut. Das dunkelblaue Kleid mit den gelben Tupfern. Die gepflegte Wäsche. Den Wert dieser Zusammenkunft sollte ich auch erst viel später als wesentliche Erkenntnis einordnen können. Denn auch Isabelle die II hat etwas in meinen Rucksack fürs Leben gesteckt: „Du musst sagen was du willst. Du musst wollen was du willst. Und du musst es dann auch tun.“ ach ja, zurück zum Spiel. Boul. Einige lassen sich neben den üblichen Mustern, ihren Namen auf die Kugel gravieren. Nicht auf das Schweinchen, sondern auf die Eisenkugeln. Wegen der Familienzugehörigkeit. Wenn da im Laufe eines Spieles so viele eng bei einander liegen. Kann man seine eigenen oft nur schwer erkennen. Alle nennen das spiel Boule, aber es heißt Petanque. Darum nennen es alle Boule. Das Ziel des Spieles ist es, möglichst viele Boule näher an dem Schweinchen zu haben als ein Gegner. So weit so gut. Wie gesagt, ein einfaches Spiel. Der Gegner kann eine Person sein. Dann spielt man tête a tête - Kopf gegen Kopf. Nicht um Kopf und Kragen, so kommt es einem aber manchmal vor. Oder ein Team aus zwei Spielern, gegen ein Team aus ebenfalls zwei Spielern. Dann spielt man eine doublette. Oder drei gegen drei. Dann heißt es tripplette. Bei der tripplette hat jeder nur noch zwei Kugeln. Weil mehr als 12 kugeln sind des Schweinchens Tod. So zu sagen, zu viel des guten. Das Schweinchen muss 6 bis 10 Meter weit entfernt auf einem bespielbaren Untergrund geworfen werden. Wenn alle Spieler bzw. Mannschaften einverstanden sind mit der Lage des Schweinchens dann gehts schon fast los. Das einfache spiel. Man wirft das Schweinchen immer vom ort seiner letzten Position aus. Man kann also nicht einfach hingehen wohin man will. Außer zum Glas Wein, oder aufs Örtchen. Der erste Werfer seiner Mannschaft, zieht elegant mit der schuhspitze, man darf nicht barfuss spielen, einen runden Abwurfkreis. Auch nicht unbekleidet darf man Boule spielen. Sicherlich ein Grund, warum an FKK Stränden das Spiel nicht an zu treffen ist. Beim Federball ist das möglicherweise erlaubt. Die Vorstellung nackt Boule zu spielen, ist auch abwegig. Den wenig junge Menschen vor allem des weiblichen Geschlechtes üben dieses Spiel aus. Somit ist es eher unappetitlich, wenn ein Rudel reiferer Männer, mit Haaren aus allen Körperöffnungen und auf allen Körperteilen, Zigaretten im Mundwinkel, Eisenkugeln in den Dreck werfen. Sich dabei ständig bücken, nachmessen und ständig die Kugeln polieren. Auch bei sengender Hitze muss man ein T-Shirt tragen und kurze Hosen und feste Schuhe. Zurück zum Abwurfkreis, der im Durchmesser nicht mehr als 30 Zentimeter groß sein darf. Für Menschen mit Schuhgrößen über 44 kein leichter Stand. Da hilft nur, den Kreis oval anzulegen. Also in der Länge ein wenig zu verlängern. Denn auf Zehenspitzen ist nicht gut kugeln. Diese Körperhaltung erinnert mich an Louis de Funes. Wobei mir eine weitere Geschichte meiner Frankophilie in den Sinn kommt. Die Eskalation dieser Krankheit fand in der 11 Klasse statt. Ich entschloss mich auch hier, Frankreich etwas zurück zu geben, was ich ihm nicht schuldig war.

Geschrieben von Christof Hintze in Das Spiel um 13:01

Teil 2. Das Spiel. La partie. [Das Buch]

Teil 2. Das Spiel. La partie. [Das Buch] Dafür musste Claude Monet hinhalten. Er war der Mittelpunkt meines Kunstreferats. Mit dem Ergebnis 1+. In dem ich über epische Breite, mit der Schreibmaschine über 80 Seiten verfasste. Die meinen schwulen und tollen Kunstlehrer völlig aus der Fassung brachte. Im positiven Sinne. Denn eigentlich habe ich ein Buch über Claude Monet und den Impressionismus geschrieben. Ich habe recherchiert und studiert wie nie davor und nie mehr danach in meiner Schulzeit. Mit diesem Gesamtwerk habe meine schulische Spitze erklommen. Mal ehrlich 1+. Was soll da noch kommen. Aber auch hier wie gesagt der Auslöser, ganz offensichtlich die Frankophilie. Denn musste es denn Monet sein? Es gibt 100 andere Länder mit anderen Malern. Aber ich musste mal wieder einen Franzosen wählen. Monet hat mich auch noch zu meiner Studienzzeit ein wenig begleitet. Im Museum Ludwig in Köln, hing und hängt sicher noch immer ein Seerosenteich. Ein Bild, zu dem ich immer wieder pilgerte. Das hieß, ich zahlte Studententarif für die gesamte Sammlung, ging aber schnurstracks nach oben zum Seerosenteich. Und ließ alle anderen Bilder links liegen. Denn in einem Abstand von ca. 9 Metern stand eine Ledersitzgelegenheit. An einem guten Tag war diese frei. An einem nicht so guten musste ich warten. An einem schlechten hockte da so ein irrer und starrte länger als eine halbe Stunde auf ein und das selbe Bild. Meistens war ich der Irre und hatten einen gute Tag. Ich saß da

und saugte die Energie dieses Bildes in mich auf. Rückblickend kann die Stiftung froh sein, dass noch Farbe auf dem Bild ist.

Aber dieser Monet, war mein Blick aufs Meer. Mein Blick vom Gipfel eines Berges. Und das mitten in Köln. Zurück zur Körperhaltung beim Boulespielen, die auch ein wenig an Jaques Tatis erinnert. Eigentlich haben die und zu erwähnen wären noch Asterix und Obelix, Fantomas, die drei Musketiere und Jean Paul Belmondo mein Menschenbild vom Franzosen an sich, maßgeblich geprägt. Immer wenn ich französische Polizisten sah, musste ich unweigerlich an Louis de Funes denken. Obwohl die französische Polizei weit aus strenger ist als die Deutsche. Trotzdem habe ich bei jeder Begegnung einen Lachanfall immer gerade noch vermeiden können. Aber das grinsen war nicht zu verstecken. Asterix und Obelix vermittelten mir das Selbstverständnis der Grand Nation. Die ihren Hochmut wahr. Egal was auch geschieht. Mit einer solchen Überzeugung das man getrost davon ausgehen kann und muss, dass ganz Frankreich wirklich im Besitz eines Zaubertrankes ist. Meine Lieblingsszene war immer, wenn die Galliere auf die Piraten getroffen sind. Und der Schwarze im Ausguck nur noch stammeln konnte: die ga.. Ga.. Und dann schwammen alle nur noch auf Planken und Kisten im Meer. So stellen sich Franzosen das vor. Wenn sie mal loslegen. Dachte ich mir. Aber zurück zum Spiel. Nun wirft der erste Spieler seine erste Boule. So nah wie möglich an das Schweinchen. Werfen. Was für ein einfaches Wort für einen hochkomplexen Vorgang. Die Kunst des Bogenschießens nimmt auch ca. 400 Seiten ein. Beim perfekten Boulewurfes ist das ähnlich. Der über Jahre heranreifen muss. Stunden um stunden. Wurf um Wurf. Ähnlich wie beim Bogenschießen - schießen. Als ob man schon deshalb treffen würde, nur weil man den Pfeil losläßt. Die meisten würden nicht mal die Scheibe treffen und sich mit der sehne verletzen. Beim Boule ist das identisch. Es sieht so leicht aus, aber ein guten Wurf nicht nur einmal aus einer glücklichen hand geworfen, ist eine Kunst für sich. Alles was leicht aussieht, ist viel komplexere und schwieriger als man im allgemeinen annimmt. Beim Boule ist das wie beim Golf. Jeder hat mal einen guten Schlag, aber es geht nicht darum mal eine Kugel ordentlich zu legen, sondern einen möglichst hohen Prozentsatz ideal zu spielen. Beim Golf wird ein Fehlschlag gleich böse bestraft. Beim Boule ist das nicht so dramatisch. Aber die es wirkt sich auf die Statistik im kopf aus. Denn jeder wird von 100 wüfen einige sehr nah an das Schweinchen bringen. Aber die guten bringen immer 80 % nah ran und die sehr guten über 90%. Deshalb ist der kürzeste Golfwitz, auch gleichzeitig der kürzeste Boulewitz: „ich kann´s jetzt!“ Boule spielen kann man auch mit der des Filme machen von Jaques Tatis gut vergleichen. Der hat Jahre an seinen filmen gefeilt. Der hat endlose Einstellungen immer wieder ins Visier genommen. Der hat solange an allen Parameter geschraubt, bis die Szene seiner Vorstellung entsprach. So ist es auch beim Boule man hat eine Vorstellung aber man spürt oder sieht, dass die Ausführung damit nicht im Einklang ist. Und genau das verbessert man, verändert man. Ständig und stetig. Deshalb ist es nur logisch das ein Filmemacher wie Tatis aus dem Land des Boulespieles kommt. Wer gibt sich schon so viel Mühe für solche Kleinigkeiten? Aber genau das macht die Qualität seines Lebenswerkes aus. Das macht auch die Qualität eines Boulespielers aus. Er berücksichtigt immer alle möglichen Parameter. Das Wetter, das Licht, der Boden, die Entfernung, den Mitspieler, den Gegner, die Temperatur, den Spielstand, die Spielsituation, die Tagesform, alles einfach alles muss im Einklang sein. Eine klare Vorstellung von dem was zu tun ist und sich nie mit Weniger zufrieden geben. Witzig dabei ist zu beobachten, dass alle Boulespieler Rituale haben. Die sie vor jedem Wurf exakt wiederholen. Einige sind wirklich sehr amüsant zu beobachten. Andere kann man mit dem bloßen Auge kaum erkennen. Das Scharren mit den Füßen. Das Richten der Mütze. Das Polieren der Kugel. Das Drehen der Kugel in der Hand. Das Kratzen im Nacken. Das Hinknien und wieder aufstehen und wieder hinknien und wieder aufstehen. Der perfekte Boule Wurf wird also folgendermaßen ausgeführt. Immer wieder. Vor allem immer mindestens einmal mehr als der Gegner. Man wirft gegen seine eigene innere Statistik. Heute 80% super gelegt und 60% getroffen. Aber man braucht lange Zeit um das in Fleisch und Blut übergehen zu lassen. Von der idealen Wurftechnik gibt es aber eine Reihe von Abweichungen, die ebenso gut funktionieren. So schleichen sich bei den meisten Spielern Ticks ein. Diese lassen aber das Individuum Mensch zum Vorschein kommen. Man erkennt Menschen am Wurf, wie an ihrem Gesicht. Der Wurf ist so individuell, wie der Fingerabdruck. Die Körperbewegung ist manchmal alles andere als rund und harmonisch. Aber wenn das Ergebnis stimmt, ist das okay. Daran sollte man nichts ändern. Stimmt das Ergebnis nicht, sollte man seine Wurftechnik überdenken. Obwohl es offensichtlich ist, dass umso verwirrt und absurder die Wurftechnik wird, auch die schlechte Statistik das deutlich zum Ausdruck bringen würde. Aber die hat jeder Spieler ja nur selbst im Kopf. Und nicht jeder ist ehrlich zu sich selbst. Man legt die Kugel eigentlich ruhig in die Handinnenfläche. Die natürlich in Richtung Himmel geöffnet ist. Die Hand ist flach und ausgestreckt. Die Kugel ruht wie ein kleiner See im Handteller. Dann schließt man die Hand, sanft. Als ob ein Vogel darin sitzen würde. So das er nicht weg fliegen kann, aber erdrücken will man ihn ja auch nicht. Also, langsam und behutsam. Und zwar so, dass die Fingerspitzen beim Schließen eine gerade Linie bilden und der Daumen die Kugel nicht berührt. Wenn man den Arm jetzt gerade ausstrecken würde, bilden Mittelfinger und Ringfinger Kimme und Korn. Der Daumen wird locker abgespreizt. Er würde nur die gerade und direkte Wurflinie beeinflussen. Deshalb sollte er die Kugel nicht tangieren. Viele greifen die Kugel mit dem Daumen, das geht in der Summe der Würfe aber auf Kosten der Präzision. Der Druck der Finger muss angemessen sein, nicht zu hoch, das verzieht den Wurf in eine zu hohe Flugbahn und nicht zu locker, das läßt die Kugel frühzeitig aus der Hand nach unten entweichen. Beides Nebenwirkungen die der Annäherung an das Schweinchen hinderlich sind. Aber im Prinzip ist Boule ein sehr einfaches Spiel. Die große Kugel muss in die nähe der kleinen Kugel. Appropos Nähe. Was auch ein Spiegel der Liebes- & Leidensbeziehung zwischen Deutschland und Frankreich ist, ist die Tatsache der Marktanteile im Automobilmarkt. Der zeigt eines deutlich. Das geht hier nicht mit rechten Dingen zu. Also, mit Fakten kann das nichts zu tun haben. Wenn sie zum Beispiel ins Saarland fahren, haben die Franzosen ein ziemlich großes Stück vom Kuchen. In

Frankreich natürlich den größten Brocken vom Markt. Aber sie müssen nur einen Schritt über die deutsch-französische Grenze machen und schon glaubt der eine, dass der andere keine Autos bauen kann. Wir reden hier nicht von ein paar Prozent, wir reden hier von erdrutschartigen Verschiebungen der Marktanteile. Wie kommts? Sehen sie, so weit sind wir eben noch nicht. Dabei kann man getrost davon ausgehen, dass die Produkte in ihrer technischen Qualität bei weitem nicht so weit auseinander liegen, wie die Marktanteile den Anschein machen. Die Emotionen. Ja, die Emotionen. Da kann man bauen was man will, wenn die Emotionen im Spiel sind, kann man alle Argumente in die Tonne hauen. Auch ein Merkmal des Boulespieler. Die Emotionen zuzulassen, als beeinflussendes Merkmal, ist enorm wichtig Aspekt. Wer sauer, gereizt und provoziert wirft, wirft schlechter. Wer mit Unlust, gelangweilt und desinteressiert wirft, wird ebenfalls schlechter werfen. Das Spiel braucht die Konzentration und Emotionalität, die es braucht. Nicht mehr nicht weniger. Das gilt es in der Waage zu halten. Schwer, für viele zu schwer. Für die wirklich sehr Guten, kein Problem. Im Wurfkreis fixiert man nun ausschließlich den Punkt, auf dem die Kugel landen soll. Und von wo diese dann sich auf machen soll zum Schweinchen. Hat man diesen fixiert mit den Augen. Dann lässt man diesen fixierten Punkt am besten nicht mehr aus den Augen. Justieren nennt man das. Der Visionär kann sich den Wurf vorstellen. In Gedanken wirft er genau auf den anvisierten Punkt und sieht sich den Verlauf der Boule an. Stimmt die Vorstellung mit seinem ausgewählten Wurf überein, wirft er. Der gedachte und der wirklich gemachte Wurf sind zwei unterschiedlichen Wurfwelten. So tun viele Spieler so, als sei der gute Wurf, der ihnen gerade gelungen ist, auch so gedacht wäre. Dem ist bei weitem oft nicht so. Glück gehabt. Der wirklich gute Spieler, orientiert sich nur an der Übereinstimmung von gedachtem und gemachtem Wurf. Ist das Glück mal auf seiner Seite, sieht man ihm das sofort im Gesicht an. Vom Pech lässt er sich nicht aus der Ruhe bringen. Wenn alle Spieler vorher sagen müssten, welchen Wurf sie machen wollen, würde man den großen Unterschied zwischen gedacht und gemacht sichtbar machen können. Darum werden einige nie besser. Weil sie auf das Glück vertrauen. Das ihnen einige zur Seite steht, dem großen Rest nicht. Denn das Glück darf man nicht immer auf seiner Seite wännen. Mit dem Glück macht man langfristig keinen Deal. Mit dem Können schon eher. Was man einmal anvisiert hat, muss man genau im Blick behalten. Man winkelt beide Füße leicht seitlich ab. So dass diese nicht mehr frontal zum Schweinchen stehen. Sondern ein wenig versetzt. Dann beugt man die Knie locker und leicht durch. So, dass man ein wenig federt. Das Bein auf der Wurfseite wird nun noch weiter abgewinkelt. Also ans Standbein heran und aus der Wurflinie heraus. So dass der Arm frei schwingen kann, und vor allem gerade, wie ein Pendel, ohne einen Bogen um das Bein machen zu müssen. Das wäre ungut für die Wurfausbeute. Der Arm muss frei schwingen können. Deshalb steht man - kurze Zeit - in etwa so da, als ob man ganz dringend pinkeln müsste. Genau genommen steht so nur das eine Bein da. Aber wir wollen es nicht komplizierter machen, als es ist. Denn wie gesagt, es ist ein einfaches Spiel. Die große Kugel muss in die Nähe der kleinen. Mehr ist es eigentlich nicht. Nun dreht man die fixierte Eisenkugel im Handteller, um 180 Grad mit dem Handrücken nach oben. Konzentriert sich dabei immer auf den Punkt auf dem die Kugel landen soll. Wobei die Fingerkuppen weiterhin eine Linie bilden. Sollte die Kugel jetzt schon auf den Boden fallen. Direkt vor die Füße, zum Glück davor, dann war der Griff viel zu locker. Der Arm ist nun um 45 Grad nach vorne gestreckt, nicht zu weit. Nicht nur das 90 Grad einem Hitlergruss ähneln würde, sondern es wäre auch unnatürlich. Der Blick auf die Kugel ist unwesentlich. Der Blick auf den Landepunkt ist ausschlaggebend. Der Arm deutet in die entsprechend richtige Richtung. Die Hand mit der Kugel natürlich auch. Als ob man sagen würde, da sitzt ein schöner Schmetterling auf dem Boden. Wo? Na da! Also auch nur so weit ausholen wie es eines natürlichen lockeren Schwunges bedarf. Ohne Kraft und ohne Umwege. Beim eigentlichen Wurf schaut man nicht auf den Arm, die Hand, die Kugel, sondern nur auf den Punkt, auf dem die Kugel das erste Mal Bodenkontakt haben soll. Des Weiteren soll die Kugel gut ausgestattet fliegen. Mit dem nötigen Rückdrall. Oder ohne. Man kann der Kugel jeden gewünschten Effekt mitgeben. Damit die Kugel wenig, viel, schnell oder langsam geradeaus, oder nach links wie rechts rollt. Man kann auch so werfen, dass die Kugel auf dem Aufschlagpunkt liegen bleibt. Kommt darauf an wie weit, oder wie schnell sie rollen soll. Die Flughöhe und der Effekt sind maßgeblich verantwortlich für das Rollverhalten. Die Flugkurve gibt ebenfalls Aufschluss über die Art des Wurfzieles. Das kann man in allen erdenklichen Ausrichtungen beeinflussen. Denken sie an das Bein. Der Aufschlagpunkt am Boden noch immer fest im Visier. Der Schmetterling am Boden. Nun schwingt der Arm wie ein Pendel ganz behutsam und entspannt durch nach hinten. Die Augen auf den Punkt gerichtet. Um dann wieder nach vorne zu kommen und beim idealen Auslasspunkt gleitet die Kugel nun über die Fingerkuppen, die nun ausgestreckt sind, auf dem direktesten und geradesten Weg zum Aufschlagplatz. Die Länge des Schwungs entscheidet über die Flughöhe oder -tiefe. Verlässt die Kugel zu einem späten Zeitpunkt die Hand wird die Kugel eine hohe Flugkurve annehmen. Mit einem Rückdrall versehen wird die Rollbahn sehr kurz werden. Würde die Kugel früher als auf oder unteren Hüfthöhe die Hand verlassen und ohne Rückdrall, dann würde die Kugel eine lange Rollbahn nehmen. Somit gibt es immer einen optimalen Wurf. Immer. Einen richtig guten. Den gilt es zu erkennen und immer wieder zu versuchen. Bis er immer wieder und immer häufiger gelingt. Gedacht – getan. Die Beine und der ganze Körper schwingen dabei rhythmisch leicht mit. Und unterstützen die Kugel so auf ihrem Weg zu dem Ort, an dem der Schmetterling sitzt. Bei der ganzen Prozedur gilt die Konzentration nur dem Punkt, an dem die Kugel landen soll. Alles andere geht automatisch mit der Zeit ins Blut über. Als ob man etwas aus einigen Metern Entfernung in den Papierkorb werfen wollte. Nun ist die Sekunde der Wahrheit gekommen. Der Moment des immer währenden Lernens. Was uns Menschen von den Tieren maßgeblich unterscheidet. Von dem wir aber nur ungern oder zu selten Gebrauch machen. Denn der Boulespieler kann aus jedem Wurf, den er selber macht etwas lernen. Zu hoch, zu kurz, zu lang, zu schnell, zu langsam, zu weit rechts, zu weit links. Auch aus allen anderen Würfen die er bei anderen Spielern aufmerksam verfolgt, kann er immer etwas lernen. Denn wenn jemand vor ihm wirft, kann er aus diesem Wurf wichtige Schlüsse für

seinen eigenen Wurf ziehen. Auch aus schlechten Würfeln lernt man, wie es nicht geht. Schlechte Würfe bestätigen die Annahme – so nicht. Man muss vor dem eigenen Wurf sich für einen entscheiden. Das ist wie beim Elfmeter. Man sucht sich vorher die Ecke aus. Nicht während des Schusses. Das geht in die Hose beziehungsweise in der Regel am Tor vorbei. So auch beim Boule. Wer im Wurfablauf erst nachdenkt, wohin die Reise gehen soll. Der hat keine wirkliche Kontrolle. Wer im Wurf korrigieren will, dem wird das nicht gelingen, sondern der gesamte Wurf wird vollends misslingen. Fragen über Fragen, die im Wurf nicht auftauchen dürfen. War dieser Wurf richtig oder falsch gewählt? Geschweige. Hat das ganze Wurfeszenario überhaupt dazu geführt, diesen Aufschlagpunkt auch erreicht zu haben? Wobei so nah wie möglich nicht immer gut sein muss. Denn wenn der Gegner einen guten Schiesser sprich „tireur „ hat, dann sollte man nur so nah an das Schweinchen legen, dass der Schiesser denkt, ach da kommen wir noch näher mit dem Legen ran. Ab jetzt beginnt die Strategie. Alles zuvor ist nur werfen. Kann man werfen, beginnt man in die zweite Ebene der Strategie einzutauchen. Denn das Werfen der Boule besteht aus Legen oder Schießen. Davor Rollen, raus Rollen, Schweinchen ziehen. Blockieren. Einen Punkt hergeben, statt vier zu riskieren. Und viele Szenarien mehr. Man legt entweder heran, oder schießt eine nahe Kugel weg. Mal ganz einfach erklärt. Das alles um am Ende zum einen am nächsten am Schweinchen zu sein. Zum anderen mit so viel Boule wie möglich. Das Spiel geht bis 13 Punkte. Wann man die Punkte macht ist egal. Man muss nur um zu gewinnen 13 machen. Deshalb sollte man seinen Wurf nicht beeinflussen lassen vom Punktstand. Jede Kugel am nächsten zum Schweinchen, vor der ersten Kugel des Gegners am nächsten zum Schweinchen, zählt als Punkt. Habe ich es nicht gesagt, das ist ein ganz einfaches Spiel. Die jeweiligen Spielkugeln dürfen während des Spiels nicht gewechselt werden. Ohne das die Zustimmung des Gegners eingeholt wurde. Aber dafür muss ein triftiger Grund vorliegen. Das Schweinchen muss einen Meter von allen unbeweglichen Hindernissen entfernt liegen. Außer, der Gegner und man selbst legt fest, dass der Gegenstand akzeptiert wird und seine Berührung zum Spiel dazu gehört, also die Kugel nicht tot – das heißt „aus“ , ist. Man darf beim Abwurf nicht übertreten. Warum sonst auch der Wurfkreis. Nach einem Spiel verwischt man mit dem Fuß den alten Abwurfkreis. Damit kein Chaos entsteht. Welcher Kreis? Der oder der? Oder der? Und man darf nicht näher als zwei Meter in der Wurflinie eines Spielers stehen. Das gilt als Behinderung des Gegners. Die eigenen Mitspieler dürfen stehen, wo sie wollen. Beim Boule lernt man an der Art, wie die Spieler spielen, viel über die Menschen an sich kennen. Eigentlich alles. Die Sturheit. Die Offenheit. Die Verbissenheit. Die Geselligkeit. Die Ehrlichkeit. Die Genauigkeit. Die Teamfähigkeit. Die Lernfähigkeit. Alles. Ich behaupte ich kann nach 10 Minuten Boule spielen, mit Boulespielern, also keinen Anfängern, mehr über die Person erzählen, als jede Familienaufstellung, aber ähnliches. Aber mich fragt ja keiner. Da gibt es zum Beispiel die totalen Sturköpfe, die niemals ihren Wurf den Bodenverhältnissen anpassen würden. Die mit Biegen und Brechen, die Realität verbiegen wollen. Die immer den gleichen falschen Wurf machen. Und je nach Bodenbeschaffenheit spielen diese miserabel oder ganz passabel. Auch der Wurfstil sagt viel aus. Es gibt Spieler, die einen so schlechten Wurfstil haben. Das nur jede 20igste Kugel mal in die Nähe des Schweinchens kommt. Aber die haben sich daran gewöhnt und können den Stil einfach nicht mehr umstellen. Aber auch im Boule ist es wie im wirklichen Leben. Ich kann nicht, heißt ich will nicht. Dann gibt es die, die immer die letzte Kugel im Team haben müssen. Aber eigentlich damit nur Unfug anrichten. Die sich einen unkopierbaren Wurfstil angewöhnt haben. Die, die immer reden beim Spiel – dazu gehöre ich. Die mit der großen Klappe – dazu auch. Und die, die immer überrascht tun. Obwohl sie den Wurf genau so gewollt haben und schon tausendmal exakt getan haben. Die sich im triplet immer so postieren, dass ihre Kugeln erst zum Schluss ins Spiel eingreifen. Dann gibt es die Spieler, die ganz überraschende Dinge tun. Im Team. Man denkt, der legt. Weil nur Legen schlimmeres verhindert und schwupp wird doch – vorbei – geschossen. Dieser Typ räuspert sich dann so, als ob er eine geniale Idee hatte, die aber keiner versteht. Dann gibt es Spieler, die sind so zurückhaltend das man die eigentlichen Qualitäten nicht erkennt. Vor allem Frauen. Sie sind oft die besseren Boulespieler, aber drängen sich nicht so auf. Dann gibt es die nur Boul mit dem Mund spielen. Die wollen zwar immer. Reden so, als ob sie spielen könnten. Aber es kommt immer was dazwischen. Dann gibt es die wirklich gestörten. Die unglaublich unübersehbar schlecht spielen, aber immer alles andere dafür verantwortlich machen, sogar die Mitspieler, den Boden, die Kugeln, den Stein. Dann gibt es die Leger. Die mit ruhiger Hand 95 % der Kugeln dahin rollen, wohin sie diese haben wollen. Und natürlich gibt es auch die Schiesser. Die ebenfalls über 90% aller Kugeln weg katapultieren. Dann gibt es die nervigen Spieler. Die ewig den Boden betrachten, immer die letzten Löcher mit dem Fuß wieder glätten. Es gibt die lustigen. Die listigen. Und sogar die böartigen. Es gibt im Boule alles, was es im wirklichen Leben auch gibt. Aber vor allem gibt es die guten und die schlechten. Die schlechten tun aber auch nichts, um wirklich besser zu werden. Betrunkene. Fleißige. Faule. Dicke. Talentierte. Pessimisten. Glückliche. Optimisten. Ängstliche. Übermutige. Könnte es sein, dass man in Frankreich zu einem Einstellungsgespräch seine Kugeln mitbringen muss? Oder wenn man beim Schwiegervater vorstellig wird. Aus dem Boulespiel eines Boulespielers kann man alles lesen. Wie andere aus dem Kaffee, oder aus den Karten, der Hand oder allem anderen. Keiner kann seinen Charakter verbergen. Das Spiel deckt alles auf. Die guten Seiten und die nicht so guten. So sehr man sich auch anziehen und verstellen mag. Das Spiel legt den Charakter frei. Es gibt glatte Kugeln. Die haben kein Muster. Auf denen kann man nur den Hersteller, den Härtegrad, das Gewicht nachlesen. Alles Angaben, die eingraviert sind. Gute Boulekugelsätze haben Nummern. Somit hat ein Satz 3 Kugeln, seine eigene 3 Nummern. Unverwechselbar und einzigartig eingraviert ins Eisen. Und es gibt Kugeln mit verschiedenen Mustern. Ein Satz Boulekugeln, also 3 Kugeln, kostet um die 120 Euro. Es gibt aber auch Kisten bei Ikea, die kosten viel weniger. Sind aber 3 x 2 Kugeln. Also hat eine Kugel immer ein anderes Muster. Und es sind billige Kugeln, die unglaublich glänzen und schlechte Laufeigenschaften haben. Also schlechte Kugeln, die auch noch jeder sofort erkennt. Der routinierte Boulespieler hat Kugeln die so aussehen, als ob

damit schon aus Kanonen auf Piratenschiffe geschossen wurde. Der Schiesser hat in der Regel glatte Kugeln ohne Muster. Die aber voller Macken von unzähligen Treffern sind. Der Leger hat welche mit Muster. Muss aber nicht sein. Ist aber öfter so. Wenn man nicht weiß, wer näher ist, darf man ein Zentimetermaß zu Hilfe nehmen. Dabei ist darauf zu achten, dass keine der Kugeln bewegt wird. Es wirft immer die Mannschaft die weiter weg ist vom Schweinchen, so lange bis sie näher dran ist. Oder leer ist. Also keine Boule mehr hat. Dann wirft die andere Mannschaft. Entweder zuvor, weil eine andere näher ist, oder der Gegner leer ist. Es ist ratsam, das Spiel genau zu lesen. Damit nichts Unerwartetes geschehen kann. So sollte man immer eine Kugel lang haben. Das heißt ein Stück hinter dem Schweinchen. Eine Kugel in der Wurflinie vor dem Schweinchen ist auch ratsam. Das ist oft eine unterschätzte Kugel. Die ganz unerwartet plötzlich Karriere macht. Weil jemand diese unachtsam oder gewollt noch näher ans Schweinchen bringt. Für den Fall, das Schweinchen wird getroffen und fliegt nach hinten, hat man ja eine Kugel lang gespielt. Man sollte immer möglichst nah und vor dem Schweinchen bleiben. Alles hinter dem Schweinchen ist nicht so gut. Man sollte beim Gegner gute Leger zum Schiessen bringen und gute Schiesser zum legen. Man sollte immer ein trockenes Tuch dabei haben, um die Kugeln nach jedem Spiel säubern zu können. Die Hände bleiben so auch sauber und trocken. Das Kugelgefühl sollte nicht beeinträchtigt werden. Nicht durch Wasser, Staub oder anderen Dreck vom Boden. Trifft jemand das Schweinchen so sehr, dass dieses aus dem Spielfeld gerät und aus ist, dann zählt das Spiel null für den Fall, dass beide Parteien noch Boules haben. Sollte eine Partei leer sein, zählen die Punkte so viele Kugeln noch bei der anderen Mannschaft mit Kugeln sind. Man sollte sich den Untergrund immer so genau ansehen, bis man das Gefühl hat, einen guten Wurf machen zu können. Das darf aber nicht mehr als zwei Minuten ab dem Abwurf der Kugel zuvor bedeuten. Außer bei der ersten Kugel, darf man etwas länger den Untergrund betrachten. Einige schauen sehr viel und sehr lange. Das machen sie aus zwei Gründen, um den Untergrund wirklich zu studieren und den Gegner aus der Ruhe zu bringen. Einige sehen auch immer ihre Kugel näher am Schweinchen. Obwohl es offensichtlich nicht so ist. Deshalb muss man bei diesen Gegnern, sich immer selbst vergewissern. Denn was der Gegner sagt, ist nicht von Belang und kann nach Abwurf nicht widerrufen werden. Man kann das Schweinchen ohne Angabe von Gründen maximal 3 mal neu auswerfen. Wenn dann die Kugel nicht zwischen 6 und 10 Metern liegt, wirft der Gegner. Wie schon gesagt, ein einfaches Spiel. Man sollte lernen, das Spiel zu variieren. Also nah und fern zu spielen. Denn viele spielen lieber nah oder lieber fern. So ist es ratsam raus zu bekommen, wo die Schwächen des Gegners liegen. Man sollte auch darauf achten ob der Gegner linke oder rechte Hand wirft. Für den Fall, dass man den Rollweg zustellen will. Ständiges Nachmessen macht den Gegner in der Regel auch verrückt. Gute Spieler unterlassen das aber und lassen besser die Kugel für sich sprechen. Auch lange Besprechungen gehen tierisch auf die Nerven. Was den Gegner auch völlig aus der Kontrolle bringt, ist ein „übertreten“ mal ein zu werfen. Denn das kann er letztendlich nicht wirklich kontrollieren. Auch wenn der Gegner weiß, dass man bereit ist zu beschießen, kann ihm das den letzten Nerv, bzw. die Konzentration rauben. Auch sehr aus dem Konzept bringt die leise Behauptung „das war die letzte Kugel“. Mit der Gewissheit selbst noch eine zu haben. Hebt der Gegner nun eine seiner Kugeln auf, wird das Spiel andersherum gewertet, oder wiederholt. Denn man darf keine Boule bewegen, bis die letzte ruht. Die guten Spieler unterscheidet von den nicht so guten, dass diese keinerlei Spielchen treiben, sondern einfach immer besser sind. Die nicht so guten Spieler versuchen so mit zu halten. Verlieren aber in der Regel trotzdem. Deshalb könnte man sich den ganzen Beschiss eigentlich sparen. Aber der Schlechtere träumt immer davon, den Besseren zu besiegen. Einigen ist dafür eben jedes Mittel recht. Der gute Spieler läßt das hin und wieder zu, bei Spielen in denen es um nichts geht. Um wenn es um etwas geht, den Spieß locker wieder herum zu drehen. Das Spiel wird, wenn man technisch sauber spielt zu 80% im Kopf gewonnen und gespielt. Und zu 80% im Kopf verloren. Das wissen die Guten. Die nicht so Guten glauben es liegt an den Kugeln, dem Licht, dem Boden oder dem Biorhythmus. Es liegt an allem anderen nur nicht an ihnen selbst. Deshalb machen sie im Kopf auch alles andere dafür verantwortlich. Das ist nicht gut. Weil damit das „dazu lernen“ blockiert wird. Der gute Spieler weiß, dass dies alles Blödsinn ist. Wenn der Kopf frei ist und der Arm nicht gebrochen, dann kann man einen guten Spieler mit sportlichen Mitteln nicht schlagen. Es ist trotzdem ratsam, viel zu spielen und mit oder gegen viele bessere Spieler zu spielen. Denn die Guten sind gut, weil sie besser sind als die Anderen. Also lernt man am besten und schnellsten von den Guten. Denn der gute Spieler erklärt gerne das Spiel und seine Spielweise. Man kann beim Spielen seine Bewegungsabläufe betrachten, studieren, verinnerlichen bis hin zu kopieren. Auch er sehnt sich nach stärkeren Gegnern, gegen die er auch verlieren kann oder sicherlich wird. Denn der gute Spieler erkennt den Abstand. Ob dieser klein ist, groß ist, kleiner geworden oder größer geworden. Die meisten Spiele im Boule werden deshalb im Kopf gewonnen oder verloren. Weil man es zum einen noch nicht so gut kann, traut man sich zum anderen auch weniger zu. Das drückt sich im Spielverlauf immer aus. Deshalb ist es ratsam, im Spiel den Gegner nicht als Herausforderung zu sehen, sondern die Entwicklung des eigenen Spiels. Man spielt immer für oder gegen die eigene Statistik. Zudem spielen die Menschen lieber mit oder gegen einen, wenn sie Spaß an einem haben. Wer beschießt, ist immer der letzte der aufgefordert wird. Wenn wirklich sonst kein Schwein zu finden ist. In Frankreich sind alle immer sehr nett und sympathisch, das bringt einen ständig in die Situation, das Spiel und den Gegner nicht so ernst zu nehmen. Weil er so nett ist. Das führt so weit, dass man gegen so freundliche Menschen fast nicht wirklich gewinnen will. Das machen die Franzosen absichtlich. Freundlichkeit ist im Spiel gut eingesetzt eine sehr wirkungsvolle Waffe. Man kann den nötigen inneren Druck nicht aufbauen, die Spannung nicht halten, wenn der Gegner einem wie ein Mitspieler vorkommt. Freundlichkeit ist eine sehr gute Taktik. Kostet nichts, außer ein Lächeln. Deutschen fällt das schon schwerer. Schon deshalb sind Sie emotional Franzosen gegenüber unterlegen. Denn sie wissen, dass es besser ist den Gegner nicht zu provozieren. Das erhöht nur die Konzentration und die nötige Aggression. Franzosen lassen bildlich gesprochen einfach die Luft beim Gegner raus.

Entschuldigen sich. Sind höflich. Fragen nach. Sind großzügig. Denn im Prinzip ist das Spiel für alle das gleiche und deshalb ja prinzipiell ganz leicht. Man wirft die große Kugel nah an die Kleine. Das versteht doch jedes Kind. Wer am Ende näher dran ist hat den Punkt. Wer zu erst 13 Punkte hat, hat den Satz gewonnen. Aber genau in der Einfachheit liegt die Schwere der Erkenntnis an dem Spiel. Wenn Deutsche noch über den Boden schimpfen, oder die eigenen Kugeln in die Verantwortung nehmen, analysiert der Franzose schon, was gut am Wurf war, woran der Ausgang lag und was er besser machen kann. Deshalb ist es auch sehr schlau, sich immer die Würfe des Gegners an zu sehen. Denn aus denen kann man schon sehr viele gute Schlüsse ziehen. In der Musik ist es ähnlich. Da sind es auch die einfachen Kompositionen, die so schwer zu komponieren sind. Weil man fähig sein muss, alles wegzulassen, was nicht der Melodie dient. Vielen ist es fast peinlich, so einfache Noten auf das Notenblatt zu bringen. Weil sie sich einfach nicht vom Komplizierten trennen können. Mein Lieblingssong und ich erwähne den nicht ohne Grund, heißt „Autumn Leaves“. Was so viel bedeutet, dass einem die Frau im Herbst abgehauen ist und das Wetter zur seelischen Stimmung passt. Autumn Leaves ist eine Jazz-Komposition, glaubt man. Es gibt eine lange Reihe unglaublicher Interpretationen von diesem Jazz Standard. Unter anderem von Bill Evans, Cannonball Adderley, DeJohnette, Earl Klugh, Joe Pass, Keith Jarrett, Miles Davis, Nat King Cole, Wynton Marsalis und viele phantastische mehr. Deshalb bitte ich schon mal an dieser Stelle um Entschuldigung für alle die ich vergessen habe. Aber auch bei diesem Jazz Klassiker gibt es eine Interpretation die über allen steht, die von Old Blue Eyes Frank Sinatra. Aber wenn man genau recherchiert, entdeckt man eine Urfassung in Form einer Aufnahme von Yves Montand. Dem wohl größten männlichen Chanson Sänger Frankreichs. Ohne Anderen zu nahe zu treten. Aber der trällert da ein Lied, mit dem Namen „Les feullies mortes“. Das es einem eiskalt den Rücken herunter läuft. Und wer noch genau nachschaut entdeckt auch die Edith Piaf mit dem gleichen Chanson. Ein Jazz Standard, dessen Ursprung in Frankreich liegt. Komponiert hat mein Lieblingslied, wie soll es auch anders sein ein Franzose. Kosma heißt dieser. Dann gibt es plötzlich in den 50er ein Jazz Arrangement von diesem Chanson, der zum Jazz Standard und somit zu einem der Jazz Klassiker wurde. Somit ist für mich Autumn Leaves die musikalische Verbindung zwischen dem Spiel und somit Frankreich und dem Jazz und somit Amerika. Das Beste aus beiden Ländern ist, ohne das ich die Herkunft kannte, zu meinem Lieblingslied geworden. Kein Wunder, wenn man die Geschichte hinter dem Song kennt. Aber wer kennt die schon? Ich habe über ein Jahr im Alter von 23 Jahren in Südfrankreich jeden Abend ab 17.00 Uhr auf einem Dorfplatz im Boule verloren. In allen Konstellationen. Meistens in der ersten Runde, des all abendlichen Dorf Turniers. Bei dem jeder 20 France einzahlte. Das war damals durch 3 etwa 7 Mark und entspricht heute 3 EURO. Was bekommt man an alkoholischen Getränken heute noch für 3 EURO. In der Gastronomie. Da ist ein angenehmer Rausch in weiter Ferne. Da bekommt man ja nicht mal einen Schwipps. Die Cotes Azur war schon damals ein teures Pflaster. Daher meine Taktik, für 3 EURO verlieren, für viel mehr Trinken. Denn das Sieger Team hat am Ende alles bekommen. K.O-System. Und ungehend mit den übrig gebliebenen die Siegerprämie in der Bar de la Post versoffen. So ein Sieg musste doch sofort gefeiert werden. Ich war immer noch dabei. So günstig kommt man nicht an 5 bis 10 Pastis. Ich habe mit einem Luxemburger oft zusammen gespielt. Wir waren sicher das schlechteste Team Frankreichs. Aber immer das lustigste und das angeheiterteste. Wir durften aber immer mitspielen, weil wir fleißig 20 France einbezahlt haben. Leicht verdientes Geld, dachte sich da der Franzose. Aber der hat nicht mit unserer durchdachten Taktik gerechnet. Die Geschichte hat kein Happy End und keinen Höhepunkt. Außer, dass die Franzosen nicht hinter unsere Alkohol-Boule-strategie gekommen sind. Der Sieg über Deutschland und Luxemburg war dann doch zu wertvoll. Das war denen 20 Franc oder eine Reihe Pastis wert. Und wir kamen zudem jeden Abend sehr günstig an eine Reihe von alkoholischen Kaltgetränken. Diese Niederlagenstrategie ging sehr gut auf. Wir haben natürlich immer verloren. Meist in der ersten Runde, manchmal in der zweiten, selten in der dritten. Weil wir selten so weit gekommen sind. Aber wir waren jeden Abend da. Mit einem Lächeln bereit uns wieder 20 Franc abnehmen zu lassen und wieder raus zu fliegen. Wir kamen wieder und wieder und wieder. Auch weil wir hier die Kontakte knüpfen konnten und wollten, die uns alle wichtigen Türen in dem Dorf geöffnet haben. Mit meiner Abreise habe ich die Kugeln in Deutschland lange nicht mehr angefasst. Warum auch. Bis zu einem Zeitpunkt in Düsseldorf. Jahre später. Als auf einem kleinen Platz „Marienplatz“ sich regelmäßig Frankophile trafen und häufig Boule spielten. Mit Baskenmütze, Edit Piaff aus dem Ghetto-Blaster und süffigem Rotwein. Ein guter Freund überredete mich mal mit zu spielen. Das ist derselbe Freund, mit dem ich zuvor einen Urlaub in St. Maxime verbrachte. St. Maxime liegt in der Bucht von St. Tropez und es ist derselbe Ort, an dem ich Jahre zuvor als Surflehrer beschäftigt gewesen war. Es war nach dem Abitur. Meine Freunde mussten oder wollten alle zur Bundeswehr. Leider bin ich ausgemustert worden. Wegen eines schweren Knieleidens. Da ich mein Studium der Betriebswirtschaft aber nicht alleine beginnen wollte, habe ich mich dazu durchgerungen, eine Zeit als Surflehrer in Südfrankreich zu arbeiten. Daraus wurde etwas mehr als ein Jahr. Eben die Länge der Bundeswehrzeit. Der Ort meiner Wahl, wie schon erwähnt und wie soll es auch anders sein - Frankreich. Mein damaliger Sportlehrer hatte mich vermittelt. Es war ein Jugendclub für deutsch –französische Begegnung. Wieder so ein Versuch mit der Kollektivschuld oder Unschuld in Form der Konfrontation umzugehen. Club 7. Also die eine Hälfte waren deutsche Kinder und die andere Franzosen im Alter von 14 bis 20 Jahren. Aber auch deutsche Schulen kamen häufig zu Abschlussfahrten. Der Club gehörte exakt zu der Hotelgruppe, bei der ich Jahre zuvor selbst meine Abschlussreise gemacht hatte, nach St. Raphael. So trifft man sich wieder. Nun war ich 22 Jahre jung. Und hatte 3 bis 4 mal am Tag eine Gruppe Surfanfänger vor mir. Am Strand. Es war eine gute Zeit. Jede Zeit ist gut. Aber das war rückblickend eine besonders gute Zeit. Denn sie war voller Boule voller Liebe. Und voller Erkenntnisse, die ich bis heute in meinem Rucksack fürs weitere Leben aufbewahre. Jedenfalls genau an diesen Ort der schönen Erinnerungen und Erlebnisse kehre ich, Jahre später mit einem guten Freund zurück. In der

Zwischenzeit bin ich in der Werbung gelandet, als Texter. Er ist Kundenberater in der gleichen Agentur. Wir hatten uns ein schönes Appartement am Meer gemietet. Ich muss die Geschichte erzählen, weil ich hier Jahre zuvor über ein Jahr so gut wie täglich Boule gespielt habe. Und weil genau an diesem Ort jetzt ein paar Dinge plötzlich übereinkommen. Das Erste war das Boule spielen. Ich packte wieder meine Kugeln aus. Und Thomas kaufte sich auch welche. Thomas und ich gingen jeden Nachmittag zum Boule spielen auf dem Dorfplatz. Wir nahmen aber an keinen Turnieren teil, sondern ich brachte ihm das Spiel bei. Falsch, ich vermittelte ihm Kultur des Spieles. Dabei lernte er zudem das Spiel. Denn den Pastis konnten wir uns auch so leisten. Zudem wusste ich ja, dass kein Franzose wirklich darauf erpicht war mit oder gegen uns Deutsche Boule zu spielen. Zum Ausgleich hatte er mich in der Mittagsonne am Tischkicker ständig geschlagen und zugleich geschult. Somit hatte mich das Spiel und seine Kultur kurze Zeit wieder. Thomas selbst war gerade in einer Sinnkrise in Sachen Beziehungen zu Frauen. Somit lag es an mir, ihm die Krise aus dem Kopf zu schlagen. Wir waren jung, das Leben lag noch vor uns. Somit lag kein triftiger Grund für eine ernst zunehmende Krise vor. So saßen wir in einer Bar, direkt im Ortskern, am Hafen, die jeden Abend proppenvoll war. Weil mir sein Gejammer über die Frauengeschichten so auf die Nerven ging, stellte ich die kühne Behauptung in den Raum, dass man im Prinzip jede Frau haben kann. Das hat Frankreich mir beigebracht. Du musst es nur wirklich wollen und alles dafür tun. Die stille Hoffnung auf Erwidern der Gefühle reicht da oft nicht aus. Das Glück muss man schon selbst anschieben. Als Beweis für diese auch in seinen Augen kühne These, setzte ich noch einen oben drauf. Er solle sich jetzt sofort zwei beliebige Frauen im Café aussuchen. Damit ich ihm beweisen kann, dass wir innerhalb von 12 Stunden mit diesen alles das gemacht hätten, was andere gerne mit den Mädchen tun würden. Das gefiel ihm. Das brachte ihn auf andere Gedanken. Das lenkte ihn von seinem Seelenschmerz ab. Was ihm noch nicht schwante war, dass wenn diese Theorie sich in die Wirklichkeit umsetzen lassen würde, seine Einstellung völlig untergraben würde. Somit war er eher auf eine weitere Lehre in Form einer Abfuhr eingestellt. Nur mit dem schönen Beigeschmack, dass ich sie mir abholen würde. Er suchte sich die zwei hübschesten Mädchen aus. Die ganz vorne in der ersten Reihe saßen. Direkt da, wo sich die Massen jeden abend aufgebrelzt lang zwängten. Zudem wurden die beiden Hübschen, von einem Rudel Jungs belagert. Die alle mit der guten Absicht angetreten waren, zum Zuge zu kommen. Es waren zufälligerweise zwei Deutsche. Frankreich liebte ich mir. Da kann nichts mehr schief gehen. Um die Geschichte abzukürzen, es dauerte nicht mal 5 Stunden, da lagen wir mit den Mädels in den Betten. Thomas war so gut wie geheilt. Also auf dem besten Wege. Das Problem war nur, dass er den Feldversuch über den ganzen Urlaub ausweiten wollte. Ich aber nicht. Sondern tags darauf wieder zu unserer erholsamen Tagesordnung übergehen wollte. Frühstück. Strand. Kickern. Boule. Essen. Schlafen. Mehr nicht. Was heißt mehr. Ich empfand diese Art der aktiven Erholung als sehr viel. Es sollte ja auch ein Erholungsurlaub sein. Da Mädchen aber beschäftigt werden wollen, ging mir der Alternativplan der aktiven Urlaubsbekanntheit völlig gegen den Strich. Es dauerte drei ganze Tage bis ich ihn davon überzeugt hatte, den Feldversuch bitte einzustellen und nicht auszuweiten. Es viel ihm nicht leicht. Aber er tat es dann doch. Mir zu liebe. Wir spielten wieder Boule. So entspannt man diesem Spiel nur nachgehen kann. Genau mit diesem Thomas passierte es dann auch in Düsseldorf, das wir an dem besagten Bouleplatz zu unseren Kugeln griffen. Was sehr schnell zu einem Turnier führte. Mit Pokalen und Preisen. Bei dem wir auf Anhieb zweiter wurden. Wenn man bedenkt, dass Thomas eigentlich Anfänger war, war das für die Boulegemeinde ein Schock. Für mich auch. Denn ich war zu dem Zeitpunkt ja eigentlich nur das Verlieren gewöhnt und einen Pokal kann man nicht trinken. Typisch deutsch dachte ich mir. Pokale. Am besten noch Orden oder ein Zertifikat. Warum keinen Rotwein als Preis? Etwas, womit man was anfangen kann. Die mir bekannte Gelassenheit des Spiels war auf einen Schlag vorbei. Von der von mir geliebten Kultur blieb auch nichts mehr übrig. Nichts mehr von Entspannung. Plötzlich sollte und musste ich bzw. wir an allen möglichen Orten gegen alle möglichen Menschen antreten. Bei schlechtem Wetter. Auf langweiligen Plätzen. Mit schlechtgelaunten Menschen. Was mir natürlich gar nicht behagte. Zeitgleich war ich in den Genuß gekommen als Werber für einen französischen Automobilkonzern mein bestes geben zu dürfen. Nennen wir ihn Peunout. Eigentlich am Ziel meiner Träume wachte ich aber in einem Albtraum auf. Bis dato konnte ich mir von dem Begriff Ressentiments keine Vorstellung machen. Nach meiner Peunout Zeit dafür umso besser. Französische Autos in Deutschland verkaufen, war eigentlich unser Job, den wir aber so nicht ausüben durften. Weil Deutschland, obwohl der größte europäische Binnenmarkt Europas, Franzosen auf eine ganz eigene Art und Weise handhaben. Was ich damit sagen will kann man an einem einfachen Bild besser erklären. Wir waren mal wieder von Peunout zu einem internationalen Meeting der Agenturen eingeladen. Hier haben und werden Deutsche nie einen Preis gewinnen. Weil Deutsche an dieser Stelle nicht gewinnen sollen. Aber es kommt noch härter. Das treffen war in Versailles, bei Paris. Und die deutsche Delegation sollte und musste an einem Tisch Platz nehmen. Der direkt unter einer Gedenktafel platziert war. Und zwar der für die Kapitulation nach dem ersten Weltkrieg. Zufall? Bei Nichten! Franzosen liebten es, am längeren??deutscher verhungerten. Wir haben uns an die offizielle Demütigungsprozedur nur langsam gewöhnt. Aber es ging immer besser, weil man zum einen sehr gut dafür bezahlt wird. Und weil man zum anderen, irgendwie Mitleid mit ihnen bekommt. Denn Franzosen lassen nichts aus, um Deutschen in die prade ??u fahren. Wir konnten international präsentieren was wir wollen. Es haben immer die Frankreich nahen Länder den Zuschlag bekommen. Als mich dann mal ein Herr Peunout persönlich fragte, warum die Marktanteile für Peunout in Deutschland so klein sind und offensichtlich bleiben, habe ich einfach und ehrlich geantwortet: weil ihr die Liebe nicht erwidert. Niemand will ein Auto kaufen, von jemandem, der einem unübersehbar zu verstehen gibt, dass er ihn nicht mag, sondern nur sein Geld will. Wir haben dann nie mehr ein Wort gewechselt. Franzosen im Geschäftsleben sind ein Buch für sich wert. Haben sie mal Franzosen auf englisch präsentieren hören. Das müssen sie aufnehmen und nachher rückwärts ablaufen lassen, was sie dann hören klingt mehr nach englisch.

Schön ist auch, dass es regelmäßig internationale Meetings gab, bei denen die Vorgabe für alle englisch sprechen hieß. Für alle? Nicht ganz! Natürlich nicht für die Franzosen, die sprachen französisch. Denen war das völlig egal. Le roy est moi. Hunderte Meetings mit Kopfschütteln habe ich überlebt. Immer „Neins“ abgeholt. Wie andere Mannschaften Gegentore bei Bayern München. Non! Non! Das geht so nicht! Wir waren dazu verdammt eine Art Nichtkommunikation umzusetzen. Von den sicherlich 50 Peunout Promotion bei über 1000 Händlern, gibt es nichts, was sich hätte irgendeiner merken können. Da würde ich drauf wetten. Wir haben unsichtbare und wirkungslose Werbung machen müssen. Die Marketingleiter wurden gewechselt wie Stürmer, die nicht treffen in der Bundesliga. Dabei waren wir verdammt dazu. Und wurden dafür gut bezahlt. Und geprügelt, warum diese Aktionen wieder und wieder nicht funktionierten. Ich beendete meine kurze Düsseldorf Boule Karriere umgehend. Das Spiel war mir als Kulturgut zu wertvoll, zu sehr ans Herz gewachsen um es mir auf die deutsche Weise vermiesen zu lassen. Die Deutschen, besser gesagt wir Deutschen, deutschen alles ein. Wir übernehmen die Regeln, aber nicht die Kultur. Wir spielen ausschließlich um zu gewinnen, oder wenigstens nicht zu verlieren. Das deutsche Dominieren steht über allem. Es ist uns auch egal ob wir dafür rutschen, grätschen, Fouls spielen. Unverdient Elfmeter bekommen. Oder Gegenspieler unsporthlich aus dem Spiel nehmen. Der Sieg. Der Sieg geht uns über alles. Nichts ist uns peinlich wenn wir am Ende bloß siegen. Kampfkraft. Siegeswille. Bis zum Schluss, das sind unserer Tugenden. Mit denen wir sogar Boule spielen. Die deutsche Art ist selten die leichte, Überzeugende, die spielerische, sympathische, die beliebte, die künstlerische, die begeisternde. Wenn wir mal wieder etwas gewinnen, schüttelt der Rest der Welt den Kopf. Wenige freuen sich mit uns. Denn wir erzwingen Siege, wir spielen nicht Fußball, sondern wir kämpfen Fußball. Das ist ein anderes Spiel. Eine andere Kultur. Man sollte das trennen. Man sollte nicht nur in Amateure und Profis, in sauber und gedopt, sondern auch in spielerisch und kämpferisch unterteilen. Wie beim Eiskunstlaufen A- und B-Note. Das würde bedeuten, wir wären zum Beispiel 74 nicht Weltmeister geworden. Und es wäre gerecht gewesen. Zwar ein Tor mehr, aber die anderen waren um so vieles besser und wir haben um so vieles Spielerisches vermissen lassen, das die B-Note Holland mit 2 zu 4 zum Weltmeister gemacht hätte. Wir Deutschen glauben, nein, wir sind überzeugt, dass nur der Sieg zählt. Das wie, diese Frage taucht in unserem Wesen nicht auf. Das verdirbt vielen das Spiel. Und beim Boule ist das identisch. Beim Spielen, mal einen Scherz machen. Mal etwas Witziges. Etwas probieren. Etwas anders machen. Da trifft einen sofort der Ernst der Sache. Man spielt doch nicht zum Spaß, sondern zum Gewinnen. Natürlich gewinne ich lieber als ich verliere. Aber ich will schön gewinnen. Spielerisch. Und dazu benötige ich keine anderen Mittel. Die aber in der deutschen Ausübung des Spieles einfach dazu gehören. Das nervt mich dann dermaßen, dass ich die Konzentration und dann die Lust verliere. Und so kann man kein Spiel spielen. Das man nachher völlig verärgert nach Hause kommt. Wieder Jahre später ereilte mich ein ähnliches Boule-Begegnungs-Ereignis. Nun in den Jahren etwas gereift, aber immer noch mit Pepe im Herzen. Am Ammersee bei München. Ein Spiel bei dem ich in Summe emotional und rechnerisch nur auf das Verlieren programmiert war, schenkte mir einen süßen Sieg nach dem anderen. Eigentlich wollte ich nicht spielen. Aber die Boulebahn, nur Meter von meinem zu Hause entfernt. Hat mich 3 Jahre angelacht. Als, die Bahn dann vergrößert wurde, war mein Bann gebrochen. Die Versuchung war doch größer. Die Hoffnung ebenso. Gegen den halben See, das Halbe Umfeld habe ich gespielt. Und nur selten verloren. Die Qualität meines Spiels war mir nicht bewusst. Am Maßstab Frankreichs sicherlich auch noch als miserabel einzustufen. Weil ich weiß, wenn ich morgen nach Südfrankreich fahre, werde ich wieder der Serienerlierer sein. Aber wir hatten immer Spaß. Hier bin ich zwar der Seriensieger, aber man hat nicht immer Spaß. Weil der Ehrgeiz anderer, vor allem Schlechterer einem gehörig auf die Nerven gehen kann. Die meisten spielen es dann doch deutsch. Die Kultur des Spieles, ist am Stacheldrahtzaun der Grenze hängen geblieben. Hier wird mit allen Mitteln versucht, das Spiel für sich zu entscheiden. Anstatt über den Spaß und die Lust am Spiel langsam besser und besser zu werden. Nicht den, das Bescheißen zu verbessern, sondern das eigene Spiel. Aber ich bin mit diesem Spiel nun mal in Deutschland angekommen. Es verfolgt mich. Es kommt immer wieder zu mir zurück. Also dachte ich mir, dann lasse ich es auch zu. Hier gehen Regeln zwar vor dem Spielspaß. Aber ich spiele es französisch. Was sicherlich häufig zur Verwirrung führt. 80 % der Regeln, die ich bis hier schon erläutert habe, kannte ich bis dahin noch gar nicht. Ich verliere noch immer gerne gegen gute Spieler. Weil es immer noch ein Genuß ist, guten beim Spiel zusehen zu dürfen. Mit Guten überhaupt spielen zu dürfen. Das ist der Respekt, denn einem das Spiel lehrt. Denn Boule lehrt einem etwas fürs Leben. Man spielt immer gegen die eigene Statistik. Man versucht immer möglichst viele gute Kugeln zu werfen. Am Ende eines Tages, spürt man, ob man seine Wurfstatistik bestätigt hat, drüber oder drunter war. Man verliert im Boule nicht gegen Gegner. Man gewinnt auch nicht gegen Gegner. Sondern man verliert und gewinnt gegen den eigenen Anspruch am Spiel. Also, wenn ich mein bestes Boule spiele und das Spiel gewinne, bin ich trotzdem hoch zufrieden. Wenn ich mein schlechtestes Boule spiele und trotzdem gewinne, bin ich sehr unzufrieden. Die Selbsteinschätzung ist wichtiger. Als das nackte Ergebnis. Egal was man im Leben macht, man muss das was man tut immer mit dem eigenen Anspruch an die Dinge und die Werte beurteilen. Viel heißt nicht immer gut. Und wenig nicht immer schlecht. Diese Botschaft trage ich mit mir. Diese Botschaft steckt im Spiel. Mut, Risiko, Chancen, Glück, Zufall, Konzentration, abgelenkt, Begabung, Talent, Fleiß, Angst alles was das Leben beeinflusst, beeinflusst auch das Spiel. Deshalb ist jede Boule Partie eine Art Meditation. Sie gibt mir Aufschluss darüber wie ich bin. In welchem Gleichgewicht oder Übergewicht. Wie sehr der Tag noch an mir hängt, oder ob ich los lassen kann. Ein schlechter Wurf. Ist der dafür verantwortlich das noch ein schlechter folgt. Oder kann ich das trennen. Das Spiel ist voller Lebensweisheit. Nicht so in Deutschland. Da besteht das Spiel nur aus Siegern und Verlierern. Die Spieler werden sogar abgeschottet oder schotten sich selber ab. Viele wollen gerade nicht gegen die Guten spielen. Weil sie nicht verlieren wollen. Die Guten wollen nicht so gerne gegen Schlechtere spielen. Und heben

sich die Ebenbürtigen für Turniere auf. Ich spiele gegen jeden und mit jedem, der Spaß am Spiel hat oder haben will. Das sind oft dieselben Personen. Weil nur wenige mit der Weisheit des Spieles beseelt sind. Meistens haben diese Menschen nicht durch das Spiel diese Einstellung erlangt, sondern durch andere Lebensumstände. Auch gut. Die deutsche Art des Spieles bleibt mir suspekt. Denn es ist ein Spiel. In meiner kostbaren Lebenszeit. In meiner noch kostbareren Freizeit. Warum sollte ich mir da selbst Stress antun? In Frankreich würde keiner so ein Theater um das Spiel machen. Weil die alle zu gut sind. Das Spiel lieben. Und weil die alle die Kultur des Spieles gleich mitpflegen. Sie sind damit geboren und aufgewachsen. Die Zusammengehörigkeit, die Gemeinschaft. Man spielt einfach und genießt ausschließlich das Spiel. Man freut sich aufrichtig über gelungene Würfe auch des Gegners. Komplizierte Kugelstellungen erfreuen einen, weil man die Chance hat eine seltene Lösung zu spielen. Das einfache Spiel, aber auf unglaublichem hohem – emotionalen - Niveau. Denn was keiner weiß, wer dieses Spiel beherrscht, der beherrscht sich selbst. Denn die Konzentration und die Leichtigkeit machen wie gesagt 80 % aus. Nur 20 % machen die technischen Fähigkeiten aus. Die erste Idee ist immer die richtige. Die richtige Entscheidung treffen ist so wichtig. Die umgehende Umsetzung ebenso. Die Korrektur der Entscheidung. Aber, die Bestätigung. Schnell, das Richtig tun. Das ist Boule. Denn es ist ein einfaches Spiel. Große Kugel neben kleiner Kugel, nicht mehr, nicht weniger. Aber alles was einfach klingt ist, wenn man es richtig gut machen will, in der Regel sehr schwer. Das vergessen die meisten, wenn sie ein paar Eisenkugeln im Dreck liegen sehen. So ist es auch beim Boule. Aber gut wird man nur über den Spaß. Das Lustprinzip. Weil das einem beibringt, den Kopf frei zu bekommen und locker zu bleiben. So hat das Boule in Deutschland mir doch was beigebracht. Was ich zwar nicht beim Boule einsetzen kann, aber bei allem anderen. Kopf frei. Rücken frei. Und locker bleiben. Geschrieben 2004. Autor Christof Hintze. Entstanden aus einer Laune. Nie wirklich zu Ende gedacht. Nie wirklich Korrektur gelesen. Aber es ist wie es ist. Mein unvollkommenes Buch. Voila.

Geschrieben von Christof Hintze in Das Spiel um 13:00

Sonntag, 6. April 2008

Fakt ist

Für Gerechtigkeit muss man sorgen, dass es ungerecht zugeht nicht. Foto: Peter von Felbert

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 11:00

Samstag, 5. April 2008

Fakt ist

„Ein Ei“ über etwas zu schlagen, bedeutet dass man der schmerzlichen Erfahrung die um so viel wichtigere Erkenntnis nicht folgen lässt. Und nur die bringt einen weiter. Foto: Peter von Felbert

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 18:28

Freitag, 4. April 2008

Fakt ist

Den passenden Worten ist es völlig egal mit welchen Stiften diese niedergeschrieben wurden. Nur das sie geschrieben wurden. Foto: Peter von Felbert

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 09:46

Fakt ist

Viele verpassen es nicht nur auf den richtigen Zug aufzuspringen. Man könnte ja einfach den Nächsten nehmen. Sie finden nicht mal den Bahnhof. Foto: Peter von Felbert

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 09:35

Donnerstag, 3. April 2008

Fakt ist

Immer mehr Menschen warten auf eine Art Erleuchtung, dabei müssten diese nur den Schalter umlegen. Foto: Peter von Felbert

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 12:28

Fakt ist

Die Meinungsvielfalt scheint vom Aussterben bedroht. Weil sich immer weniger noch eine Eigene bilden. Sie plappern lieber, einfach alles nach. Foto: Peter von Felbert

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 11:55

Mittwoch, 2. April 2008

Fakt ist

Die Zeit die einem am Ende oft fehlt, hat man am Anfang verloren. Foto: Peter von Felbert

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 14:34

Fakt ist

Menschen die den Drang verspüren Anderen ständig die ganze Welt erklären zu wollen, verstehen oft die einfachsten Dinge und sich selbst nicht. Foto: Peter von Felbert

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 14:21

Montag, 31. März 2008

Fakt ist

Seltsam, Parties von denen man früher ging, wurden nachher nach Erzählungen immer besser. Mit Ausnahme diejenigen bei denen man bis zum Schluss ausgehalten hat. Foto: Peter von Felbert

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 14:06

Fakt ist

Menschen die zu viel Wind um alles Mögliche machen tun dies, weil ihnen zu früh die Luft ausgeht. Foto: Peter von Felbert

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 13:49

Sonntag, 30. März 2008

Fakt ist

Die hast-du-mal-eben-2-Minuten-Zeit-Menschen, rauben einem ein Vielfaches und das nicht nur von der Zeit. Foto: Peter von Felbert

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 10:57

Samstag, 29. März 2008

Fakt ist

Die-wir-müssen-mal-wieder-unbedingt-telefonieren-Menschen, rufen einen zum Glück nie an.Foto: Peter von Felbert

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 10:39

Fakt ist

Wenn jeder die Suppen auslöffeln würde die er sich selbst eingebrockt hat, würden weniger den Mund so voll nehmen.Foto: Peter von Felbert

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 10:36

Fakt ist

Der Friedhof ist voller Menschen die unersetzlich sind.Foto: Peter von Felbert

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 10:20

Freitag, 28. März 2008

Begabung

Ich konnte schon früh zeichnen wie Raffael, aber ich habe ein leben lang dazu gebraucht, wieder zeichnen zu lernen wie ein Kind. Pablo Picasso

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 14:12

Mittwoch, 16. Januar 2008

Wort des Jahres

Gerade wurde wieder das Unwort des Jahres 2007 gewählt. „Herdprämie“, soll die Missachtung Kinder erziehender Hausfrauen anprangern. Ich plädiere heute mal für die Wahl des Wortes des Jahres 2007 und schlage hier folgende Wörter vor. Auch andere Vorschläge werden gern genommen. „Gabriele Pauli“, weil sie uns noch fünf Jahre Stoiber in Bayern erspart hat. Weil sie nach über 50 Jahren ein bisschen Muff aus den Talaren blies und frischen Wind in die Politik brachte. Und weil sich jetzt sogar der letzte Hinterwäldler im Bayerischen Wald fragt, seit wann es in seiner CSU Frauen gibt. „Lotto-Jackpot“, weil der bis zum größten Jackpot aller Zeiten anwachsende Lottohype vielen Lottospielern erwartungsvolle Träume bescherte und sie fühlen ließ wie Porschechef Wiedekind, wenn er sein Jahresgehalt bekommt. „myWhitelist“, weil endlich eine Business-Plattform an den Start kam, die zeigen wird, dass es nicht immer nur auf die persönliche, schnelle und unmittelbare Bereicherung ankommt im Leben. Das „Wintermärchen“, das den Hallenhandballern den Weltmeistertitel bescherte und einem staunenden TV-Publikum zeigte, dass eine Liveübertragung nicht langweilig sein muss. „GDL“. Weil Asterix Schell dem kleinen Cäsaren Mehdorn klarmachte, dass „alle Züge stehen still, wenn mein starker Arm es will.“ Auch wenn der Schienenzar es gemein fand, dass sich eine Minderheit auf Kosten der Mehrheit bereicherte. Wobei festzustellen ist, dass er nicht sich und seine Vorstandskollegen meinte, die ihre Millionengehälter um über 70% anheben ließen, sondern die unverschämte Forderung der Lokführer. „Transrapid“, weil die CSU, kaufmännisch sinnvoll, immer noch glaubt, für völlig veraltete und überteuerte Technik irgendwo einen Käufer finden zu können. „Frauenfußball“, weil es endlich eine deutsche Fußballmannschaft verstand, Brasilien zu schlagen und im Tor einen richtigen Titanen zu haben. Weltmeister mit „0“ Gegentoren. Eine Benchmark für lange Zeit. „Kurt Beck“. Der Pfälzer Regionalkämpfer aus der Eckkneipe, die Antwort der SPD auf Erwin Huber. Das Mensch gewordene Energiebündel unter den Couch Potatoes. Lieber Kurt, ein deutscher Kanzler mit Bart, das wird nichts. Frag nach beim anderen Power-Rudi Scharping. Und selbst Präsident des Deutschen Radsportbundes ist kein Amt mehr, um das man sich reißen würde. Aber mein heißester Vorschlag und sicherlich auch der Favorit 2007 ist ganz klar: „Knut!“ Weil ein Eisbärenbaby es schaffte, dass die Medien mal nicht nur irgendwelche Katastrophen vermeldeten. Und weil die Menschen auf einmal wieder lächelten, wenn sie die Tagesschau ansahen. Na, Beck? Klingelt's? Nicht Kurt, Knut Beck, gäbe noch Chancen 2009. Dann kann sogar der Bart bleiben!

Geschrieben von Kai Falkenberg in Berühmte Worte um 21:21

Mittwoch, 19. Dezember 2007

Das note movie ist da - turn it on - 2008 kann kommen

was wir uns und allen anderen wünschen haben wir in diesen film gepackt. 2008 kann kommen: turn it on! viele grüße und alles gute vom note-blog und der note werbeagentur. stay hungry, stay foolish!

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 09:36

Montag, 17. Dezember 2007

[note] turn it on | 2008: Das note-movie auf YouTube zum Zweiten

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 14:15

YouTube. Der note Film. Turn it on - 2008

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 08:25

Freitag, 22. Juni 2007

Read this...

You better believe!

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 18:37

Achtung: Das kann ich nicht mehr hören - muss aber!

Achtung: Hier folgen die Top 50 Formulierungen, die ich mehr als 25.000 mal in meinem Leben schon gehört habe:1. Vorsicht2. Das kann man so nicht machen2. Bist du verrückt3. Da musst Du (höllisch) aufpassen4. So geht das nicht5. So klappt das nie7. Das hast du nun davon8. Das ist (viel) ist zu gefährlich9. Das schaffst Du nicht10. Selbst Schuld11. Niemals12. Keine Chance13. Wie soll das denn gehen?14. Das mach mal schön alleine15. Das glaub ich (dir) nicht16. Du hörst ja auf keinen / niemanden17. Wo warst/steckst du?18. Was denkst du gerade?19. Versteh ich nicht20. Das gibt Ärger 21. Du hast doch keine Ahnung22. Mach doch, wirst schon sehen, was davon hast23. Also, da habe ich aber große Bedenken24. Das versteht doch keiner25. Muss ich mal sacken lassen26. Damit überraschen Sie mich jetzt aber27. Damit hätten wir aber nicht gerechnet28. Ich habe gehört....29. Ich habe gelesen...30. Das habe ich doch schon mal irgendwo gesehen31. Also so weit ich mich erinnern kann...32. Du spinnst33. Das Risiko ist viel zu groß34. Komm, lass das...35. Damit handelst du dir nur Ärger ein36. Hast du mal Feuer37. Bring den Müll raus38. Du musst Milch kaufen...39. Kennst Du....?40. Bist Du nicht...?41. Hast Du....genommen/weggegessen42. Was hast du dir dabei gedacht?43. Setzt dich gerade hin44. Wie isst du denn?45. Hör mal auf so viel ...46. Du übertreibst mal wieder47. Was hast Du gemacht?48. Hast Du meine/n...?49. Ich ruf dich an...50. Wir müssen uns mal wieder treffen...In was für einer Welt leben wir, in der 80% der Formulierungen die einem begegnen negativ, warnend und wenig Mut machend sind? Und worüber wundert man sich dann noch über so eine kollektive Unentschlossenheit.

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 07:29

Dienstag, 24. April 2007

John Ruskin (1819 - 1900) Britischer Sozialreformer

Es gibt kaum etwas auf dieser Welt, das nicht irgend jemand ein wenig schlechter machen und etwas billiger verkaufen könnte – und die Menschen, die sich nur am Preis orientieren, werden die gerechte Beute solcher Machenschaften. Es ist unklug, zu viel zu bezahlen, aber es ist noch schlechter, zu wenig zu bezahlen. Wenn Sie zuviel bezahlen, verlieren Sie etwas Geld – das ist alles. Wenn Sie dagegen zu wenig bezahlen, verlieren Sie manchmal alles, da der Gegenstand die ihm zgedachte Aufgabe nicht erfüllen kann. Das Gesetz der Wirtschaft verbietet es, für wenig Geld viel Wert zu erhalten. Nehmen Sie das niedrigste Angebot an, müssen Sie für das Risiko, das Sie eingehen, etwas hinzurechnen. Und wenn Sie das tun, haben Sie auch genug Geld, um für etwas Besseres zu bezahlen. Gefunden auf der Seite meines ältesten Schuldfreundes: Stephan Helleckes

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 20:35

Donnerstag, 5. April 2007

Frohe Ostern! Da könnt Ihr lange suchen, Dienstag geht es erst weiter.

Freitag, Samstag, Sonntag und Montag, müsst Ihr ganz stark sein. Da sind wir nämlich alle abgetaucht. Im Namen der Familien. Der Umzugsregeneration. Der Feierlichkeiten. Somit verschiebt sich unsere Blog Auferstehung um genau einen Tag auf Dienstag. Wir wollten da niemandem in die Quere kommen. Also, schöne Feiertage und bis nächste Woche Dienstag.

Wer über die Tage mal etwas Zeit findet, kann ja in den Beiträgen vergangener Tage stöbern. Da gibt es auch paar dicke Dinger zu finden. Hier und da haben wir auch schon mal uns ein echtes Ei ins Nest gelegt. Sind auf mehrere Eier des Columbus gestoßen. Oder anderen auf die Selben gegangen. Oder ... ach sucht doch selbst. Es ist Ostern. Grüße.
Bild: Peter von Felbert

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 15:48

Standard I

Alle, die umziehen wollen, müssen oder dürfen, von einem Ort zum anderen, mit Sack und Pack, denen begegnet ständig und immer wieder eine Standard-Formulierung. Egal, ob beim Amt, beim Umzugsunternehmen, bei jeglichen An- und Ummeldungen. Beim Ein- und Auspacken. Beim Erwerb von neuen Einrichtungselementen oder dem Verkauf von alten. Ständig schauen einen Menschen an und entgegnen einem mit diesem Blick der Erkenntnis: Drei Mal umziehen ist wie ein Mal abgebrannt. Das soll aus dem Russischen kommen. Und jedes Mal glaubt die Person, die einem diese Lebensweisheit entgegenschleudert, sie sei die erste. Und im gesamten Zyklus eines Umzugs bleibt das auch so. Aber dem ist nicht so, jeder sagt das. Der Maler, der Telekom-Mensch, die Putzfrau, der Postbote, die Kindergärtnerin...alle. Eben ein echter Formulierungsstandard. Ein Klassiker unter den Formulierungsstandards. Eine echte Floskel. Man kann sie zwar schnell nicht mehr hören. Aber irgendwie wartet man bei jeder erneuten umzugabhängigen Begegnung ab: wann kommst du? Du, du Floskel aller Umzugsfloskeln. Man müsste mal die Zeit stoppen. Ganz weit vorne sind Teppichläden. Da ist man noch nicht drin und schon schallt es durch den Verkaufsraum: " Drei mal"

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 07:49

Samstag, 17. März 2007

Das note blogbook one ist da. Die Taschenbuchausgabe einer großartigen Idee

Jetzt ist es da. Der kleine Bruder des großen note blogbook 2007. Das note blogbook one. Es enthält dieselben Texte wie sein riesiger großer und durchweg farbig gedruckter, mächtiger Bruder für satte 134,50 €. Aber nun Text pur, im Taschenbuchformat, auf 182 Seiten und für nur 19,90€. Eine Auswahl von 200 zeitlosen Beiträgen. Kolumnen die nachdenklich stimmen. Schmunzeln lassen. Irritieren sollen. Gleichgesinnte finden. Vieles was die Arbeits- und Lebensqualität besser machen soll. Es geht eben auch anders. Wege weg von der Vernunft hin zum Sinn. Ideen statt Einfälle. Wir, die Autoren wünschen viel Spaß beim nach lesen, erneut lesen und wieder lesen. Und beim ersten Mal lesen.

Geschrieben von Christof Hintze in note blog book um 21:09

Donnerstag, 25. Januar 2007

Einfach schön

Die ersten Reaktionen auf das Blog Book machen Mut. Und gehen runter wie Öl. Ullrich Förster, seines Zeichens Geschäftsführer der EURO RSCG in Düsseldorf, zählt es zu den besten Büchern, die er je gelesen hat. Und er hat nach eigenen Aussagen sehr viel gelesen. Thomas Eberwein, ebenfalls ein Geschäftsführer, nur von der Werbeagentur Ogilvy Brand Center in Düsseldorf, sieht darin eines der wichtigsten Marketingstandardwerke. Frank Herold vom Marketing Blog hat es fast aus den Schuhen gehauen. Heiko Walkenhorst, ebenfalls vom Marketing Blog, zeigt sich ebenfalls tief beeindruckt und absolut positiv überrascht. Timo Off vom Blog Geistesblitz ist hingerissen von der Flut von Gedanken, Ideen und der überzeugenden Darstellung. Novesia von Novesia dell'arte Blog war tief berührt und zugleich gerührt. Ihr schönstes Weihnachtsgeschenk nennt es Frauke Weber, die PR-Päpstin vom Marketing Blog. Und auch Patrick Breitenbach, der Werbeblogger, zeigt sich mehr als positiv überrascht. Die Zustimmung derer, die es bis jetzt in Händen halten durften und konnten, ist überwältigend, beeindruckend und macht zugleich ein gutes Stück demütig. Die Erwartungshaltung an uns ist unbemerkt auf einen Schlag ein paar Etagen nach oben gesaust. Gut so. Denn Anerkennung und Zustimmung sind die wohl schönsten Gefühle, die einem widerfahren können. Kritik ist auch vereinzelt zu vernehmen. Man hätte es besser Blog Book One genannt. Denn der zeitliche Bezug 2006 stimmt mit dem Buch nicht überein. Es ist vielmehr ein Marketing-Kommunikations-Standardwerk, dass es immer lohnt zu kennen. Der Eindruck sei entstanden, es wäre eine Art Jahresrückblick. Das ist es nicht. Es ist nach Aussage einiger offensichtlich viel mehr. Zudem gibt es Anmerkungen zum Preis. Die aber mit Blick auf die kleine Auflage, Großformat A4, Digitaldruck, über 120 Seiten, 4 Farben, gebundene Ausgabe, Hardcover und viele Aspekten mehr nicht mehr so ins Gewicht vielen. Was ist knapp über 130,- € im Gegensatz zu dem, was jeden Tag in der Marketinglandschaft passiert? Es reicht gerade mal für eine Tankfüllung eines ordentlichen Autos und für ein angemessenes Sushi-Essen gerade mal für 3 Personen. Bei dem, was man aus dem Buch aber ziehen kann, steht das Geld nach Aussagen vieler in einem sehr positiven Verhältnis. Aber für mich und einige andere ist ein Traum in Erfüllung gegangen. Ein eigenes Buch. Und das gibt es auch bei Amazon. Es wird sicher nicht das Letzte geblieben sein. Zu viele schöne Bücher leiten sich aus dem großen Content des note Blogs ab. Wir empfinden die große Anerkennung als Verpflichtung, die vielen Gedanken, die genaue Beobachtung, die verständlichen Analogien, die unterhaltsame Schreibe, die wunderschönen Fotos und alles andere weiter voranzutreiben. Wir können nicht anderes. Wir wollen nicht anders. Wir sollen nicht anders. Und wie werden auch nicht anders.

Geschrieben von Christof Hintze in note blog book um 07:00

Dienstag, 12. Dezember 2006

Jetzt bestellen: Das note blog book 2006, dass Buch zum Blog

Hier erhältlich. Das Blog zum Buch und das Buch zum Blog.

Auf über 126 Seiten, in Farbe, das Beste aus Blog 2006 jetzt im Buch. Im Großformat A4, Hardcover im Einband. Auf schönem Papier. Das Gedanken- und Idee-Konzentrat aus über 1.000 note-blog Beiträgen. Noch limitierte Auflage. Auf Wunsch signiert. Wer zuerst kommt, liest zuerst. Wir freuen uns, euch eine Freude machen zu können. Das note blog book für 134,50€.

Bestellung per Mail bitte an: t.matthes@note-i.de oder c.hintze@note-i.de

Zuzüglich Versandkosten. Erwerb nur gegen Vorkasse. Wenn Geld auf Konto, dann Blog Buch Paket raus. Bankverbindung: Dresdner Bank München; Bankleitzahl: 700 800 00; Kontonummer: 920 841 000. Bitte Namen angeben, Rechnungsadresse und Versandadresse bitte per Mail schicken. Danke. So einfach kann es gehen

Leseansicht vom note blog book bestellen? Kein Problem! 20 Doppelseiten Blog Buch als PDF-Leseexemplar, per Mail anfordern.

Geschrieben von Christof Hintze in note blog book um 19:40

Montag, 4. Dezember 2006

Irren ist menschlich (20)

"Alles, das erfunden werden kann, ist erfunden worden."

Charles H. Duell, Beauftragter, USA Office von Patenten, 1899

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 07:34

Freitag, 1. Dezember 2006

Irren ist menschlich (19)

"Die Computer der Zukunft werden vielleicht nur noch 1,5 Tonnen wiegen."

Die US-Zeitschrift Popular Mechanics, 1949. Quelle: Newsweek 27.01.1997

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 07:01

Donnerstag, 30. November 2006

Irren ist menschlich (18)

"Das Fernsehen wird nach den ersten sechs Monaten am Markt scheitern. Die Menschen werden es bald satt haben, jeden Abend in eine Sperrholzkiste zu starren."

Darryl F. Zanuck, Chef der 20th Century-Fox, 1946

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 07:01

Mittwoch, 29. November 2006

Irren ist menschlich (17)

"Es gibt keinen Grund für eine Einzelperson einen Computer zu Hause zu haben."

Kenneth Olsen, Gründer der Computerfirma Digital Equipment Corp., 1977. Quelle: Newsweek 27.01.1997

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 07:01

Dienstag, 28. November 2006

Irren ist menschlich (16)

"Das Internet wird kein Massenmedium, weil es in seiner Seele keines ist."

DIE WELT, 24.03.2001

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 07:02

Montag, 27. November 2006

Irren ist menschlich (15)

"In den nächsten fünfzig Jahren wird kein Mensch fliegen."

Wilbur Wright (Flugpionier), 1901. Quelle: Newsweek 27.01.1997

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 07:02

Donnerstag, 23. November 2006

Irren ist menschlich (14)

"Bohrer für Öl? Sie meinen, in die Erde bohren und versuchen Öl zu finden? Sie sind verrückt."

Technische Fachkräfte, die Edwin L. Drake für die Ölsuche einstellen wollte, 1859. Quelle: www.futurestudies.co.uk

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 07:02

Mittwoch, 22. November 2006

Irren ist menschlich (13)

"Wer Zur Hölle will Schauspieler sprechen hören?"

Harry M. Warner, Warner Brothers, 1927Quelle: Newsweek 27.01.1997

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 07:01

Dienstag, 21. November 2006

Irren ist menschlich (12)

"Der gesamte Weltmarkt hat für höchstens 5000 Kopiergeräte Bedarf."

Der Konzern IBM gegenüber den Gründern der Kopiergeräteherstellers Xerox, 1959

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 07:01

Montag, 20. November 2006

Irren ist menschlich (11)

"Ich glaube, es gibt einen weltweiten Bedarf an vielleicht fünf Computern."

IBM-Chef Thomas Watson im Zweiten Weltkrieg, Quelle: Ute Dorau und Peter Woeckel, "Jobreport Informationstechnologie", München 2001

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 07:01

Freitag, 17. November 2006

Irren ist menschlich (10)

"Louis Pasteurs Theorie von Bazillen ist lächerliche Fiktion."

Pierre Pachet, Professor der Physiologie in Toulouse, 1872

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 07:02

Donnerstag, 16. November 2006

Irren ist menschlich (9)

"Ich habe keine politischen Ambitionen für mich oder meine Kinder."

Joseph P. Kennedy, 1929; Quelle: Newsweek 27.01.1997

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 07:02

Mittwoch, 15. November 2006

Irren ist menschlich (8)

"Das Radio hat keine Zukunft."

Lord Kelvin, Mathematiker und Physiker, 1897; Quelle: Newsweek 27.01.1997

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 07:01

Dienstag, 14. November 2006

Irren ist menschlich (7)

"Es sieht danach aus, dass die Aktienmärkte ein dauerhaft hohes Niveau erreicht haben."

Irving Fischer. Ökonomieprofessor, am 17. Oktober 1929 (der 25. Oktober 1929 war der "Schwarze Freitag") Quelle: Newsweek 27.01.1997

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 07:01

Montag, 13. November 2006

Irren ist menschlich (6)

"640K sollte genug für jedermann sein."

Bill Gates, 1981

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 07:00

Freitag, 10. November 2006

Irren ist menschlich (5)

"Ich glaube an das Pferd. Das Automobil ist nur eine vorübergehende Erscheinung."

Kaiser Wilhelm II; Quelle: Die Welt 8.01.2003

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 07:02

Donnerstag, 9. November 2006

Irren ist menschlich (4)

"Das Telefon hat zu viele ernsthaft zu bedenkende Mängel für ein Kommunikationsmittel. Das Gerät ist von Natur aus von keinem Wert für uns."

Western Union, Interne Kurzinformation, 1876

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 07:01

Mittwoch, 8. November 2006

Irren ist menschlich (3)

"Bei den meisten Menschen fördert das Rauchen die Gesundheit."

Dr. Lan D. Macdonald, Chirurg, 1963; Quelle: Newsweek 18.11.1963

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 07:01

Dienstag, 7. November 2006

Irren ist menschlich (2)

"Uns gefällt ihr Sound nicht. Gitarrenguppen sind von gestern."

Aus der Begründung der Plattenfirma Decca, die 1962 die Beatles ablehnte Quelle: Newsweek 27.01.1997

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 07:01

Montag, 6. November 2006

Irren ist menschlich (1)

"Also gingen wir zu Atari. Und sie sagten - Nein. Dann gingen wir zu Hewlett-Packard, und sie sagten - Hey, wir brauchen Sie nicht, Sie haben das College noch nicht abgeschlossen."

Apple Computer Inc. Gründer Steve Jobs über seine Versuche, Atari und H-P an seinem Personal Computer zu interessieren

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 07:01

Donnerstag, 2. November 2006

5. Bauernregel der Betriebswirtschaft: Entscheiden

Der Karren fährt immer langsamer und tiefer in den Dreck, weil keiner die Zügel in die Hand nimmt und einfach die Richtung wechselt.

Erfolgreiche Unternehmen begleitet oft der positive Umstand, dass man mehr richtige als falsche Entscheidungen getroffen hat. Der Entscheidung ist es dabei egal, wann, wo und von wem sie getroffen wird. Nur, dass es die richtige ist.

Klingt banal. Aber oft will keiner eine Entscheidung treffen.

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 07:03

Donnerstag, 26. Oktober 2006

Das Spiel. La partie. Kapitel 1.

Boule ist ein Spiel. Es ist doch nur ein Spiel würden einige – leichtfertig - mutmaßen. Weitestgehend, bis gänzlich kämen diese unwissenden Äußerungen sicherlich nicht von Franzosen. Pas du tout. Auf diese unbedachte Äußerung würde man einem Franzosen nur ein „Boche!“ entlocken. Das Kosewort der Franzosen für die barbarischen Deutschen. Die Bedeutung ist nicht ganz klar, sie liegt höflich ausgedrückt bei „Dickschädel“. Aber sie geht auch noch weiter, viel weiter. Boule ist ohne Zweifel ein französisches Spiel. Keine Ahnenforschung wird einen anderen Ursprung, als einen französischen, entdecken. Nicht wie Backgammon, das schon 7.000 Jahre vor den Zockern in den Cafés im sandigen Ägypten ganze Dynastien eventuell ruiniert hat. Keine Höhlenmalerei in Australien, die kleine Männer mit Kugeln um sich werfend zeigen. Nichts. Geboren, gewachsen, gespielt und gestorben in Frankreich. Der Todestag muss somit der aller letzte der Zivilisation sein. Oder ein missglückter französischer Atomversuch. Oh, la, la. Das jüngst Boulegericht so zusagen. Boule ist ein Nationalsport. Habe ich aus Versehen „ein“ gesagt? Falsch! Ich meinte natürlich „der“ Nationalsport. Wenn Frankreich eine unbemannte Raumkapsel ins all schießen würde, auf dem Weg in ferne Galaxien, mit den wichtigsten weltlichen Botschaften für das Universum. Dann lägen da hundertprozentig 3 nagelneue Sätze polierter „Obut Match plus“ Kugeln drin. Das Spiel das man ohne weiteres nicht wirklich zu den klassischen Sportarten zählen kann. Darf? Soll? Muss? Diese Formulierung ist zugegebenermaßen grenzwertig. Aber es geht nun mal nicht anders. Was man unter anderem daran erkennt, dass man noch nie eine Begegnung im Fernsehen hat verfolgen können. Nicht mal die Boule Weltmeisterschaften flimmern über Eurosport. Und in diesem Restsportweltverwertungskanal, da kann man sogar Snooker, Criket, Pokern, Mister Universum und Monstertrucks sehen. Aber eine Boulekugel rollte da noch nie durchs 4 zu 3 geschweige 16 zu 9 Bild. Nicht mal in Mono. Sogar auf Arte oder 3 SAT könnte man ja mal eine Kultursendung „Boule“ erwarten. Nichts. Gar nichts. Curling kann man da stundenlang bewundern, Kegeln und Bowling. Aber ein kleines rotes Schweinchen, habe ich da noch nie im Dreck liegen sehen. Um eine anerkannte Sportart zu sein, dazu gehört für Viele schon, neben Sponsoren und Medientauglichkeit, weit aus mehr.

Geschrieben von Christof Hintze in Das Spiel um 18:00

Freitag, 20. Oktober 2006

4. Bauernregel der Betriebswirtschaft: Profit

Was man nicht sät, kann man nicht ernten.

Alles Düngen, alles Controlling hilft nicht, wenn man nicht genug dafür gesorgt hat, dass Profit überhaupt entstehen kann. Der Gedanke, mit möglichst wenig Saat viel Profit machen zu können, ist abwegig. Wer an der Saat spart, verliert an Profit. Wer an Kosten spart, die nicht die Saat beeinflussen, der kann seinen Profit noch erhöhen. Darum killen Betriebskosten und Personalkosten häufig den möglichen Profit.

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 07:30

Donnerstag, 19. Oktober 2006

Geduld

Lieber Gott, bitte gib mir Geduld - aber sofort!

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 18:44

Mittwoch, 18. Oktober 2006

3. Bauernregel der Betriebswirtschaft: Klarheit

Durch die Zahlen eines Unternehmens muss man schauen können wie auf den Grund eines Gebirgsbaches.

Niemals anfangen, Zahlen zu interpretieren und zu erklären. Sondern Zahlen immer so aufbereiten und darstellen, dass diese einen bestmöglichen und zeitnahen, objektiven, verständlichen und nachvollziehbaren Überblick über alle geschäftlichen Tätigkeiten aufzeigen. Zahlen lügen nicht. Es ist der falsche Umgang mit Zahlen, der alles immer anders darstellt, als man es selbst oft gemeint hat.

Klingt einfach. Ist es auch. Machen aber nur wenige.

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 07:02

Freitag, 13. Oktober 2006

Das Spiel. La partie. Der Prolog.

Prolog:

Das Gleiche ist nicht Dasselbe. Das ist man sicher. Eine deutsche Biographie über die Kollektivschuld? Nein! Eher über die kollektive Unschuld? Das muss jeder selbst entscheiden. Man wird sehen. Eine Erzählung, die nicht bedrückend und anklagend sein will, sondern erfreulich offen, erfrischend und unterhaltsam sein möchte. Die aus dem Inneren erzählt, was draussen vor sich geht. Die den langsamen Weg der schüchternen Annäherung erzählen möchte. Die seltsame Auseinandersetzung mit der Schuld die zugleich auch eine Unschuld ist. Und welche Blüten diese so treibt. Die Schuld und/oder Unschuld. Die Unwissenheit über die Schuldfragen. Die Naivität im Umgang mit der Unschuld. So eine Art Romeo und Julia auf Länderebene. Eine francophile Familie in Deutschland. Eine francophile Familie in Frankreich. Der Ernst des Lebens, die beiden Seiten, sehr einseitig betrachtet. Ein Rückblick in die Begegnung zweier Kulturen, zweier Nachbarn, zweier Erzfeinde, zweier Geschichten die nicht enden wollen und immer weiter fortgeschrieben werden. Ein Rückblick, der zugleich einen Einblick über den Status gewährt und einen Ausblick zulässt. Zwei die sich am Ende lieben müssen. Sicherlich auch werden. Wenn genügend Gras über die Sache gewachsen ist. Wie die eigene Lebensgeschichte beweist. Damit es ein europäisches Happy-End auf der ganzen Linie gibt. Sonst wäre alles umsonst gewesen. Helmut und Giscard. Helmut 2 und Francois. Die EU. Der G7 Gipfel. Völler in Frankreich. Alles wäre umsonst gewesen. Aus der einfachen Sicht des Spiels, dass nicht nur ein Spiel sein kann. Aus der einfachen Sicht eines Lebens. Aus der einfachen Sicht der Gegensätze, Beobachtungen und der daraus resultierenden Biographie. Deutschland : Frankreich. Und warum Gegensätze sich doch vielleicht anziehen. Warum Anziehendes sich so abstoßen kann. Deutschland will und braucht so dringend deine uneingeschränkte Liebe - Frankreich. So sehr. Stoß uns nicht zurück. Bitte zier dich nicht so. Stell dich nicht so an. Vergebe uns. Liebe uns. Denn wir wollen dich so gerne lieben. Denn, wenn Du uns lieben kannst, dann sind wir endlich befreit. Befreit von einer Schuld, die uns nicht loslässt. Denn wenn Du uns liebst, dann ist unsere Unschuld besiegt. Nach nichts mehr sehnen wir uns. Also, das Spiel kann beginnen.

Geschrieben von Christof Hintze in Das Spiel um 20:35

Donnerstag, 12. Oktober 2006

2. Bauernregel der Betriebswirtschaft: Liquidität

Liquidität ist wie das Blut, das durch unsere Körper fließt. Ein Unternehmen ohne Blut ist eigentlich schon tot.

Deshalb habe immer so viel Liquidität, um den größtmöglichen und denkbaren betriebswirtschaftlichen Verlust überleben zu können. Schulden oder anderes Übel bringen so lange niemanden um, solange dem gegenüber die entsprechende Liquidität steht. Es sind mehr Unternehmen daran zugrunde gegangen, dass sie 135,99 € nicht mehr zahlen konnten, als an größeren Summen.

Klingt logisch. Denken aber die wenigsten dran.

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 06:52

Dienstag, 10. Oktober 2006

1. Bauernregel der Betriebswirtschaft: Umsatz

Umsatz ist wie ein Baum voller Vögel. Wenn man in die Hände klatscht, sind alle weg.

Darum schaue nicht so sehr auf den Umsatz, sondern immer mehr auf das, was wirklich hängen bzw. sitzen bleibt. Es sind wesentlich mehr Firmen den Bach runter gegangen, die einen hohen Umsatz hatten. Aber so gut wie keine mit einem hohen Profit.

Klingt einfach, beherzigen aber die wenigsten.

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 15:27

Dienstag, 26. September 2006

Pepe - Das einzige Bild eines Unsterblichen

Das ist Pepe. Er hat mir Boulespielen beigebracht. Es war 1975 und 1976. Dann ist er verstorben. Danke. Er hat mir nicht ein Spiel beigebracht, er hat mir etwas für das Leben mitgegeben. Bis heute. Das ich weitergeben will.

Eigentlich beginnt hier eine längere Geschichte. Viel länger als die üblichen Blogeinträge. Deshalb habe ich mich entschieden, ein Buch darüber zu schreiben. Es ist eine und zugleich meine Geschichte, handelt von der Generation davor und ist für die Generationen danach. Inspiriert wurde ich durch die Tatsache, dass der einzige Mensch, dem ich in jungen Jahren begegnet bin und der mir als Deutschem gegenüber einen triftigen Grund gehabt hätte, Ressentiments zu haben, der netteste von allen war. Er hieß Pepe, hatte eine Nummer auf die Innenseite des linken Unterarms tätowiert. Ich war gerade mal 10 Jahre alt und er war schon über 70. Südfrankreich. Sommer. Und ein Boulesplatz. Ich möchte nicht zu viel vorwegnehmen, aber es ist die amüsant erzählte Geschichte von kollektiver Schuld und kollektiver Unschuld. Ich möchte keinen Finger der Moral erheben. Denn er hat das auch nicht getan. Es geht darum, was eine Generation der nächsten mitgibt und so weiter. Warum ich Joe Dassin kenne, Jaques Tatis, den Film "Kinder des Olymp". Warum ich frankophil bin. Warum meine Eltern einen Citroen fuhren und einen Peugeot. Meine Brüder Simca Talbot und einen R5. Warum viele eine Ente wollten. Pernod. Gitanes. Paris. Baguette. Jean Gabin. Lino Ventura, Yves Montand....

Warum Frankreich sich bis heute wie eine Zicke verhält und wir unfähig sind, uns einfach gebührend so zu entschuldigen, dass wir viel besser in eine gemeinsame Zukunft blicken können. Es ist schon eine liebe Müh mit der Vergangenheitsbewältigung, vor allem wenn nicht offen darüber gesprochen wird. Deshalb das Buch. Auszüge und Kapitel werde ich vorab natürlich hier veröffentlichen. Denn eure Meinung ist mir viel wert. Ich versprech euch gute Unterhaltung, aber eine Menge Nachdenkliches und Überlegenswertes zwischen den Zeilen.

Geschrieben von Christof Hintze in Das Spiel um 07:02

Montag, 18. September 2006

Einschreiben 8

Der Mann, der in meinem Rücken schlief, hat Photos geschickt, unter anderem vom Morgen des Füller-Unfalls. Als er anfang zu photographieren, hatte ich die Feder bereits wieder zurechtgebogen, unternahm erste Schreibversuche, in denen ich über beides berichtete. Bis heute sind Nachbehandlungen und Rehabilitationsmaßnahmen erforderlich. Dies ist wiederum eine davon. Jetzt hat sich die Katze entgültig in den Schwanz gebissen. - Keine der wirklichen Katzen, die hier leben, sondern die des übertragenen Sinns. Wobei die wirklichen ebenfalls auf einer Reihe der Photos zu sehen sind, die der Mann am selben Tag gemacht und heute geschickt hat. So entsteht ebenso zwangsläufig wie unbeabsichtigt ein Zusammenhang, der seine Arme in unterschiedliche Richtungen ausstreckt. Indem ich ihn notiere, wird er manifest und zugleich in einen größeren gestellt, der seinerseits Teil eines weiterreichenden ist und seinen sowohl bestimmten als auch unbestimmten Ort im umfassenden hat. Aus all dem ließe sich ohne Zweifel eine Systematik ableiten, in der es um Kunst ginge, die auf der Hand läge, selbstredend auf keiner wirklichen.

Geschrieben von in Einschreiben um 07:01

Montag, 11. September 2006

Einschreiben 7

Jemand, der bereits verschiedentlich unter anderem Namen/ in anderer Funktion hier aufgetaucht ist, bittet mich, ihm zwei Fragen zu beantworten: „Warum leben Sie in Deutschland?“ und „Warum leben Sie an dem Ort in Deutschland, an dem Sie leben?“ Ich soll Teil einer größeren, gerade durch ihre Nicht-Repräsentativität repräsentativen Umfrage werden, die er aus eben durch ihre Persönlichkeit überpersönlichen Gründen durchführt, um die Antworten zusammen mit Portraitphotographien der Befragten in einer öffentlich privaten Internetseite, die sich „Blog“ nennt, zu präsentieren. Da er mein Freund ist, kann ich ihm die Bitte nicht abschlagen, auch wenn ich nicht weiß, wer sich dafür interessieren soll, außer ihm und vielleicht ein paar anderen Freunden oder Bekannten, mit denen wir nach einem opulenten Abendessen am besten in Form eines Gesellschaftsspiels Themen wie diese erörtern könnten. Die einzige Schwierigkeit bestünde in der Entwicklung sinnvoller Regeln und eines adäquaten Bewertungssystems, mit dem sich am Ende der Gewinner ermitteln ließe.

- 1.) Weil Deutsch die einzige Sprache ist, die ich weitgehend fehler- und akzentfrei beherrsche, und ich nicht im Gebirge leben mag.
- 2.) Weil Berlin/Prenzlauer Berg von allen Orten, die ich kenne, der einzige ist, an dem ich in der Mehrheit bin. Er versichert mir telephonisch, daß ich damit im Moment gut im Rennen liege.

Geschrieben von in Einschreiben um 09:10

Montag, 4. September 2006

Einschreiben 6

In meinem Rücken schläft ein Mann. Vor ihm auf dem Tisch liegt seine Kamera. Er wälzt sich von einer Seite auf die andere, ächzt. Ich kenne ihn seit langem. Es geht keine Gefahr von ihm aus. Trotzdem ist die Situation ungewohnt. Auch keine Gefahr läßt sich mit Hilfe der Kunst bannen. Ich drehe mich um. Der Mann ist aufgewacht, sieht mich an, winkt. In dem Moment höre ich ein sonderbares Geräusch neben mir, ein rollendes, anderthalb Sekunden. Höchstens. Dann der Aufschlag. Ich schaue auf den Boden. Dort liegt mein Füller. Ohne Kappe. Er muß direkt auf die Federspitze gefallen sein. Sie ist krumm wie ein verbogener Nagel. Die Einschreibearbeit von Wochen wurde zunichte gemacht. Der Mann steht auf und bedauert, was geschehen ist. Allerdings erscheinen ihm als Photograph die optischen Folgen des Absturzes auf dem Blatt - Biegespuren, verwischte Tinte, zerhackte Wörter, gekratzte Striche - weitaus interessanter, als das, was nach einem glatt heruntergeschriebenen Text zu sehen gewesen wäre. All das, was hier steht, hält er im Bild fest. Unterdessen erholt der Füller sich langsam. Statt eine Gefahr zu bannen, arbeiten wir das Unfalltrauma auf. Gemeinsam werden wir es schaffen. Der Mann aus meinem Rücken erweist sich dabei als Freund. (2. 6. 06)

Geschrieben von in Einschreiben um 07:02

Montag, 28. August 2006

Einschreiben 5

Der Computer hat sich selbst eine Nachricht geschickt. Unter dem Betreff 1544535 teilt er sich 5556 mit. Den entsprechenden Angaben zufolge muß es gestern um 11 Uhr 9 passiert sein. Um diese Zeit saß ich hier und bedachte unter anderem das Wetter.

Menschen, die mit sich selbst sprechen, sind nicht ungewöhnlich. Viele hinterlassen sich Botschaften in Form von Einkaufszetteln, Sinnsprüchen, Tagebüchern, kurzen, mittleren und langen Texten. Fände der Computer all die beschriebenen Blätter auf und neben meinem Schreibtisch, hätte er vermutlich ebenfalls Zweifel an meiner geistigen Gesundheit. Allerdings habe ich nie eins von ihnen in einen Umschlag gesteckt, an mich adressiert, mit Briefmarke versehen und auf die Post gegeben. -

Wenn ich es mir recht überlege, kann ich nicht ausschließen, eines Tages genau das zu tun: Vielleicht geschähe etwas mit der Nachricht auf dem Weg durch Hände, Stempel- und Sortieranlagen, in dunklen Säcken, eisigen Laderäumen, und sie käme als eine andere zurück, selbst wenn die Worte die selben geblieben wären. Um zu wissen, ob der Computer eine ähnliche Hoffnung gehegt hat, müßte ich wissen, was 1544535 und 5556 für ihn bedeuten. (6. 6. 06)

Geschrieben von in Einschreiben um 20:19

Montag, 21. August 2006

Einschreiben 4

1928 formulierte der berühmte Physiker Niels Bohr das Prinzip der Komplementariät, demzufolge zur Beschreibung eines (sub-) atomaren Objekts Vorstellungen und Begriffe erforderlich sind, die sich nach dem Verständnis der klassischn Physik nicht miteinander vereinbaren lassen und daher prinzipiell gegenseitig ausschließen.

B. erzählte in vertrauter Runde, daß über der Eingangstür des Sommerhauses eben dieses Niels Bohr ein rostiges Hufeisen genagelt gewesen sei. Für einen Beitrag über Bohrs Leben und Werk hätten ein oder mehrere Journalisten, - ob Fernsehen, Rundfunk oder Zeitung, wußte B, nicht -, ihn dort besucht. Beim Betreten des Hauses sei dem oder einem der Journalisten das Hufeisen aufgefallen. Er wunderte sich sehr darüber und fragte Bohr, wie er als Physiker, als Mann der Wissenschaft, derart kindischem Aberglauben anhängen könne: Er glaube doch nicht ernsthaft an so etwas, oder?! - Nein, natürlich glaube er nicht an diese Dinge, antwortete Bohr, aber das sei kein Problem: Man habe ihm versichert, es funktioniere auch, wenn man nicht daran glaube.

Daraufhin warf W. ein, B. habe dieselbe Geschichte bereits bei einer früheren Gelegenheit zum Besten gegeben, was B. wiederum bestritt, mit dem Argument, ihm sei die Geschichte selbst erst vor wenigen Tagen erzählt worden und er habe W. seitdem noch gar nicht gesehen. W. ließ sich davon jedoch nicht überzeugen und blieb bei seiner Meinung. Als das Thema gewechselt wurde, stand noch immer Aussage gegen Aussage. (31. 05. 06)

Geschrieben von in Einschreiben um 07:03

Montag, 14. August 2006

Einschreiben 3

Ich bin überzeugt, daß die Katze, während ich beim Bäcker war, Kakao aus der Tasse des Kindes getrunken hat, - er stand unbeaufsichtigt auf dem Küchentisch -, kann es ihr aber nicht nachweisen. Allerdings sprachen die Indizien (hier besonders: zungenförmige Kakaoschlieren am inneren Tassenrand) eine deutliche Sprache. Für Drohungen oder gar eine Strafaktion wäre es zu spät gewesen, als ich zurückkam, und sie längst wieder auf dem Kühlschrank lag: reine Unschuld. Ich habe die Spuren daraufhin noch einmal überprüft und fand den Verdacht bestätigt.

Einer - zweifellos amerikanischen - Studie zu Folge, ist enger Kontakt zu Tieren für Kinder ein wirksamer Schutz vor Allergien. Laut einer anderen - vermutlich wiederum amerikanischen - Studie, sind Kinder die in engem Kontakt mit Tieren leben, besonders Allergie-gefährdet. Wie dem auch sei. Wir befinden uns weder in einem Straflager, noch in einem Forschungslabor, und wir beschäftigen auch keine verdeckten Ermittler. Unsere Anwesenheit hier entbehrt jeder wissenschaftlichen oder erkennungsdienstlichen Grundlage. Sie beruht ausschließlich auf gewissen Mutmaßungen. Anders die Katzen. (13. 5. 06)

Geschrieben von in Einschreiben um 07:10

Donnerstag, 10. August 2006

Einschreiben 2

So still. Schlafende Katzen zusammengerollt im Nebenzimmer. Von fern das schwache Dröhnen eines Flugzeugs in großer Höhe. Wo es her kommt oder hin fliegt, Palmen und Strand, Amerika. Welche Geschichten enden, wenn es vom Himmel fällt? Die letzten Minuten des Schlafs in den Augen, stört mich der Start eines Motorrads. Was wäre, wenn ich einen Wellensittich hätte, einen Grün-Gelben? Normalerweise beschäftigen Wellensittische mich nicht, gerade deshalb die Frage. Wie würde sich der Raum verändern, für mich, für die anderen, flöge er jetzt hier herum? Sand in den Ritzen, Federchen auf dem Sofa, ein flatterndes Bunt, das sonderbare Geräusche von sich gibt. Die Katzen würden sich fortan für Zauberer halten, die ihre Träume zum Leben erwecken. (21. 2. 06)

Geschrieben von in Einschreiben um 13:17

Mittwoch, 9. August 2006

Einschreiben 1

Schön, der Füller, ganz aus Silber, in England gefertigt, schwer. Ein Geschenk der Frau, die mich liebt, aus einem Anlaß. Die Feder spuckt zu viel Tinte aus. Vielleicht benutze ich die falsche Sorte. Jetzt muß er eingeschrieben werden. Das ist wichtig für seine weitere Entwicklung. Ein Schriftsteller schreibt manchmal gern, auf jeden Fall oft, so daß es ihm leicht fallen wird, Blätter mit unnötigen Sätzen zu füllen, bis der Füller sich an ihn gewöhnt hat und umgekehrt. Das kann Tage oder Wochen dauern. Am besten er hält sich an das Naheliegende, damit der Fluß nicht ins Stocken gerät. Darum geht es. (ohne Datum)

Geschrieben von in Einschreiben um 20:16

Freitag, 7. Juli 2006

Berühmte Worte (23)

I did not have sexual relations with that woman, Miss Lewinsky.

Bill Clinton auf der Pressekonferenz am 26. Januar 1998

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 07:06

Donnerstag, 6. Juli 2006

Berühmte Worte (22)

Ich bin ein Berliner.

Das berühmte Zitat aus der Rede von John F. Kennedy am 26. Juni 1963 vor dem Rathaus Schöneberg, anlässlich des 15. Jahrestags der Berliner Luftbrücke.

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 06:00

Mittwoch, 5. Juli 2006

Berühmte Worte (21)

Huston, wir haben ein Problem.

Apollo 13. Im April 1970. Jack Swigerts Funkruf an die NASA Bodenstation, 55 Stunden und 54 Minuten nach dem Start.

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 07:26

Dienstag, 4. Juli 2006

Berühmte Worte (24)

Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, ich wiederhole: mein Ehrenwort ...

Uwe Barschel am 18 September 1987 auf einer Pressekonferenz.

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 15:01

Berühmte Worte (20)

I have a dream.

Martin Luther King jr. auf den Treppen des Lincoln Memorial in Washington D.C. am 28 August 1963.

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 06:50

Montag, 3. Juli 2006

Berühmte Worte (19)

Are you talking to me?

Taxi Driver (1976): Robert de Niro

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 07:15

Freitag, 30. Juni 2006

Berühmte Worte (18)

Never fuck a fucker.

The Big Lebowski (1998) mit Jeff Bridges, John Goodman, John Turturro ...

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 09:44

Donnerstag, 29. Juni 2006

Berühmte Worte (17)

Hat die Idee die höchste Stufe der Vollkommenheit erreicht, so bricht das Wort auf wie eine Blüte.

Joseph Joubert, (1754 - 1824)

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 09:54

Mittwoch, 28. Juni 2006

Berühmte Worte (16)

Nichts auf der Welt ist so mächtig wie eine Idee, deren Zeit gekommen ist.

Victor Marie Hugo, (1802 - 1885),

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 07:10

Dienstag, 27. Juni 2006

Berühmte Worte (15)

Die Idee des Meeres ist in einem Wassertropfen vereint.

Baruch de Spinoza, (1632 - 1677), eigentlich Benedictus d'Espinoza, holländischer Philosoph

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 09:00

Montag, 26. Juni 2006

Berühmte Worte (14)

Es ist ein weiter Weg von der Idee zur Tat.

Jean Baptiste Molière, (1622 - 1673)

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 09:30

Freitag, 23. Juni 2006

Berühmte Worte (13)

Erfahrung ist immer die Parodie auf die Idee.

Johann Wolfgang von Goethe (1749 - 1832)

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 10:21

Donnerstag, 22. Juni 2006

Berühmte Worte (12)

Jeder Mensch mit einer neuen Idee ist ein Spinner, bis die Idee Erfolg hat.

Mark Twain, (1835 - 1910), eigentlich Samuel Langhorne Clemens, US-amerikanischer Erzähler und Satiriker

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 09:00

Mittwoch, 21. Juni 2006

Konfuzion sagt... (8)

Der Perfektionist ist am Ergebnis nicht wirklich interessiert, sondern er fürchtet dieses sogar.

In Marketingdeutsch übersetzt: Lieber eine gute Idee heute umsetzen, als auf eine perfekte bis Morgen warten.

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 09:55

Berühmte Worte (11)

Mich wundert immer, dass Herrscher nie probieren, ob ein Autor, der große Ideen präsentierte, fähig ist, diese in die Tat umzusetzen. Das kommt vermutlich daher, dass Herrscher keine Zeit haben, etwas zu lesen.

Luc de Clapiers Vauvenargues, (1715 - 1747), Marquis de, französischer Philosoph, Moralist und Schriftsteller

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 09:47

Dienstag, 20. Juni 2006

Konfuzion sagt... (7)

Das Selbe aus unterschiedlichen Blickwinkeln betrachten zu können, bewahrt davor, alles immer nur im selben Licht zu sehen.

In Marketingdeutsch übersetzt: Die meisten Fehlentwicklungen im Marketing beruhen auf der Tatsache, dass jemand auf dem rechten Auge blind war.

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 09:31

Berühmte Worte (10)

Kluge Köpfe sprechen über Ideen, mittelmäßige über Vorgänge und schwache über andere Leute.

Aus den USA

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 09:26

Montag, 19. Juni 2006

Berühmte Worte (9)

Die für unser Leben notwendigen Ideen sind vielleicht schon vor dreitausend Jahren erschöpfend durchdacht worden. Wir haben wohl nur neues Feuer an altes Reisig zu legen.

Ryunosuke Akutagawa, (1892 - 1927 Selbstmord), japanischer Schriftsteller

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 13:37

Freitag, 16. Juni 2006

Berühmte Worte (8)

Alle Ideen, die man aus Büchern erhält, kann man tot nennen im Vergleich zu jenen, die man durchs Anschauen bekommt.

Nikolai Michailowitsch Karamsin (1766 - 1826), russischer Schriftsteller

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 11:50

Donnerstag, 15. Juni 2006

Berühmte Worte (7)

Wenn man die Entwicklungsgeschichte neuer Ideen verfolgt, so fehlt die Periode der Verhöhnung niemals.

Honoré de Balzac, (1799 - 1850), französischer Philosoph und Romanautor

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 20:08

Mittwoch, 14. Juni 2006

Berühmte Worte (6)

Eine öffentliche Meinung gibt es nur dort, wo Ideen fehlen.

Oscar Wilde, (1854 - 1900), eigentlich Oscar Fingal O'Flahertie Wills, irischer Lyriker, Dramatiker und Bühnenautor

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 08:59

Dienstag, 13. Juni 2006

Berühmte Worte. (5)

Neue Ideen sind nur durch ihre Ungewohnheit schwer verständlich.

Franz Marc, (1880 - 1916), deutscher Maler und Grafiker, Mitbegründer der Künstlergemeinschaft »Blauer Reiter«

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 11:01

Konfuzion sagt... (6)

... was man lauter sagt, wird dadurch nicht wirklich richtiger, sondern in der Regel nur lauter.

In Marketingdeutsch übersetzt: Gute Werbung wirkt, wirkungslose muss man nicht aufmerksamkeitsstärker machen, sondern wirkungsvoll. Man nehme einfach eine gute Idee.

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 11:00

Montag, 12. Juni 2006

Berühmte Worte (4)

Warum haben Leute mit den wenigsten Ideen auch die wenigste Zeit?

Willy Meurer, *1934, deutsch-kanadischer Kaufmann

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 13:30

Sonntag, 11. Juni 2006

Berühmte Worte (3)

Es liegt im Wesen des Genies, die einfachsten Ideen auszunutzen.

Charles Pierre Péguy, (1873 - 1914), französischer Dramatiker

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 09:29

Freitag, 9. Juni 2006

Berühmte Worte (2)

Wie oft verwechselt man Einfälle mit Ideen!

Christian Friedrich Hebbel, (1813 - 1863), deutscher Dramatiker

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 08:42

Donnerstag, 8. Juni 2006

Berühmte Worte (1)

Die herrschenden Ideen einer Zeit waren stets nur die Ideen der herrschenden Klasse.

Karl Marx, (1818 - 1883), deutscher Philosoph, Sozialökonom und sozialistischer Theoretiker
Quelle : Manifest der kommunistischen Partei von 1848

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 14:23

Konfuzion sagt... (5)

...konzentriere dich in der Wahl deiner Wörter nicht so sehr darauf, wie gewählt du dich auszudrücken vermagst, sondern ob dein Gegenüber versteht, was du eigentlich wirklich sagen wolltest.

In Marketingdeutsch übersetzt: In der Kommunikation ist es ratsam, wichtiger und wirkungsvoller, dass die Botschaften, die man aussendet, vom eigentlichen Empfänger am besten verstanden wird.

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 09:39

Mittwoch, 7. Juni 2006

Konfuzion sagt... (4)

... Es ist viel besser, wenn viele andere sehr viel Gutes über dich verbreiten, als wenn du allein ständig gut über dich selbst sprechen musst.

In Marketingdeutsch übersetzt: Wer seine Marke konstant, konsequent und kreativ positiv auflädt, profitiert vom magischen Markenmagnetismus: Die Kunden kommen von selbst, gerne, wieder und immer mehr.

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 09:16

Freitag, 2. Juni 2006

Konfuzion sagt... (3)

...das Gemeine ist, dass gute Ideen sich gegen alle möglichen und unmöglichen Bedenken durchsetzen müssen, diesen Verdächtigungen müssen sich die Bedenken selbst seltsamerweise nie aussetzen.

In Marketingdeutsch übersetzt: Entdecke das Gute an einer Idee, statt das Schlechte zu suchen.

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 09:02

Mittwoch, 31. Mai 2006

Konfuzion sagt... (2)

...Denk nicht ständig darüber nach, was man noch hinzu tun könnte, sondern viel mehr, was du getrost weglassen kannst.

In Marketingdeutsch übersetzt: Richtig gut ist etwas erst, wenn es mit wenig Mitteln viel erreicht.

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 09:21

Dienstag, 30. Mai 2006

Konfuzion sagt... (1)

... Warum die Kirschen mit viel Mühe aus der Krone eines Baumes pflücken, wenn in Reichweite genügend reife zum Greifen nahe sind?

In Marketingdeutsch übersetzt: Konzentriere dich in erster Linie auf Kunden, die dich offensichtlich wollen, und hör auf, die zu überreden, die du nicht überzeugen kannst.

Geschrieben von Christof Hintze in Berühmte Worte um 09:14

Dienstag, 19. Oktober 2004

Brief an den Aberglauben

Die Erfassung von Informationen durch unsere Sinne wird anhand von Mosaiken vorgenommen. Umso mehr Steinchen zueinander passen, umso klarer die Vorstellung und das, was wir wahrnehmen. Umso größer die Übereinstimmung mit vorhandenen, gespeicherten Mosaiken, je größer das Verständnis. Aber leider auch die Befürchtung. Passiert jemandem ein großes Ungeschick und sieht dabei eine schwarze Katze, dann würde bei einer Wiederholung einer Lebensszene mit einer schwarzen Katze das Verhaltensmuster des Mosaik-Gefahr bedeuten. Dasselbe könnte mit einer Leiter passieren und/oder welchem Gegenstand auch immer. Nur zu blöde, dass dieser dann mit einem negativen Glauben belegt ist. Weil er leider ein Stein im Mosaik ist. Dasselbe gilt aber auch für den positiven Aberglauben. Gewinnt man eine Präsentation mit einer bestimmten Krawatte, dann gehört diese zukünftig zur Gewinner-strategie. Fußballtrainer laufen deshalb ganze Siegesserien mit denselben Klamotten rum. Das Mosaik des Gewinnens deckt sich somit mit der gewünschten Möglichkeit, wieder zu gewinnen. Das Verhindern einer solchen Wiederholung, also der negative Aberglaube, lässt uns dieselbe Krawatte verdammen oder eine schwarze Katze lieben und verehren. Die Frage, zu welchen Mosaiken gehören die weltlichen oder unterbewussten Dinge. Somit besteht der Aberglaube aus nichts weiter, als Mosaiksteinen, die entweder beabsichtigt entfernt oder verhindert werden. Oder eingefügt und befürwortet werden. Obwohl das mit dem Ausgang eines zu erwartenden Ereignisses nichts zu tun hat. Aber wir folgen den Mosaiken unserer Wahrnehmung, weil wir uns schon wohler fühlen, wenn wir es tun. Somit sind sie legitimer Aberglaube. Denn wir fühlen uns wohler, ihnen zu folgen. Und wenn sie auch nichts mit dem zu erwartenden Ausgang gemein haben, dann mit dem Wohlbefinden. Hier siegt mal wieder die Emotion über die Logik. Wie schön menschlich. 19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 20:00

Brief an die Abhängigkeit

Eigentlich bist du nur eine Illusion. Denn trotz des Umstands, dass du deine Fesseln überall anlegst, wo es dir gelingt, sind diese erschreckend leicht zu lösen. Das weiß man nur vorher nicht. Darum dient man dir. Man ist von so viel anscheinend abhängig. Bis zu dem Zeitpunkt, dass du, aus welchen Gründen auch immer, nicht mehr zu bedienen bist. Dann bist du plötzlich weg. Beim Rauchen ist das ebenso, wie beim Arbeiten. Man denkt ständig, was alles passieren kann, wenn man dich verliert. Aber dann gewinnt man die Erkenntnis, dass man ohne dich viel besser leben kann. Die Abhängigkeit von der Abhängigkeit ist die es, die es gilt, im Laufe eines Lebens zu lösen. Denn eigentlich gibt es nichts, für das es sich wirklich lohnt, dass man abhängig davon wird. Denn am Ende eines jeden Lebens endet auch jede Abhängigkeit. Somit kann man die ungesunden viel früher in den Wind schießen. Und die schönen viel besser auskosten. Aber die Stricke, die du anlegst, gilt es ständig zu kappen. Denn wie im Netz der Spinne ist man plötzlich Gefangener der eigenen Unachtsamkeit. Denn nichts treibt einen ins Netz der Abhängigkeit, außer man sich selbst. Natürlich ebnet viele Geschehnisse eines Lebens den Weg in die Fänge. Aber die Schritte unternimmt man selbst. Darum kann man auch den Weg zur Abhängigkeit einfach in einen Weg weg von der Abhängigkeit wechseln. Man muss nur den ersten Schritt tun. Und dann erst den nächsten. Und so lernt man den unglaublichen Genuss auf dem Weg zurück in die Freiheit. Denn die hat keine und kennt keine Abhängigkeiten, sondern nur freiwillige Verbindungen. 19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 19:00

Brief an das Abwarten

Alles benötigt seine Zeit. Manchmal geht es viel zu schnell vorüber. Aber oft kommt es nur langsam vorwärts. Die Kunst, abwarten zu können, ist keine, derer ich Herr bin. Die Ungeduld liegt mir da schon näher. Dabei gibt es viele gerade wunderschöne Dinge des Lebens, für die es sich wirklich lohnt, abwarten zu können. Ob die Liebe des Lebens. Oder das Glück. Denn wann es kommt, ist eigentlich zweitrangig. Hauptsache, es erreicht einen zu Lebzeiten in seiner reinsten Form. Nicht abwarten können verleitet einen dazu, zu früh etwas in Dinge rein zu interpretieren, die rückblickend einfach nicht da waren. Wer nicht warten kann auf das, für das es sich lohnt, zu warten, der muss mit dem Gedanken leben lernen, nicht das bekommen zu haben, auf das es sich wirklich lohnt, zu warten. Beim Essen, Trinken, im Urlaub, beim

Sonnenuntergang, am Bahnsteig, auf einen Freund, die Liebe, die Geburt, den Erfolg, die Anerkennung, das Glück. Alles ist möglich in einem Leben. Und man muss natürlich auch etwas dafür tun, aber das zu erringen, was man erhofft hat, heißt abwarten zu können. Sonst trinkt man den Kaffee des Lebens zu heiß und verbrennt sich den Mund. Alles hat seine Zeit. Die niemand kennt. Und wie schnell oder langsam andere an Ziele und Träume gelangen, ist zweitrangig. Denn die Lebensuhr der Menschheit tickt bei jedem völlig anders. Hier mal langsamer und hier mal schneller. Und so heißt es zwar, immer dran bleiben, aber abwarten können auf das, was man wirklich vom Leben wollte. 19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 18:00

Brief an die Ahnungslosigkeit

Es gab eine Zeit, da spielten High End Lautsprecher eine gewisse Rolle in meinem Leben. Da begegnete mir erstmals etwas, was sich dann häufen sollte. Die Ahnungslosigkeit. Diese drückte sich folgendermaßen aus. Kunden, die stolze Besitzer eines unserer sehr guten und schönen und zugleich nicht billigen Lautsprecher wurden, riefen häufig unentwegt und sehraufgeregt an. Mit der festen Annahme, dass ein Lautsprecher defekt sei. Und der Absicht, das umgehend Ersatz herbei geschafft werden müsste. In 80 % der Fälle war der Balanceregler am Verstärker aus Versehen zu einer Seite eingeschlagen. Was dazu führte, dass aus dem anderen Kanal nichts kommen konnte. Dieser Hinweis wurde in der Regel erst abgewiegelt, dann trat Stille ein und man vernahm nun noch eine leise: Oh! Und schon war die Welt wieder in Ordnung. Nichts war mit kaputt, Austausch oder anderen Mutmaßungen. Es war eine Art von Ahnungslosigkeit eingetreten, das Problem nicht beim kleinsten Nenner zu suchen, sondern natürlich das Schlimmste anzunehmen. 19 % der Anrufer hatten den Balanceregler zwar auf Mitte, aber entweder übersehen, dass man zwischen den Lautsprechern A und B sich am Verstärker entscheiden musste, oder einfach ein Kabel nicht richtig angeschlossen war. Vereinzelt war auch einfach der Verstärker nicht an. Aber alles in allem Bagatellen, die aber von einer Ahnungslosigkeit angetrieben wurden. Die der Annahme des größtmöglichen Schadens. Und die des kleinstmöglichen Fehlers. Denn der kann unmöglich bei einem selbst liegen. Fehler machen und haben immer erst die anderen. Dabei könnte man ahnen, dass es in über 80 % der Fälle nie der Fall ist. Diese Vorahnung könnte einen veranlassen, mal die drei Hauptübeltäter für technische Probleme selbst auf die Schnelle zu kontrollieren. Aber wer ahnt denn schon, dass so wenig so viel anrichten kann. Diese Ahnungslosigkeit über die Kleinigkeit mit großer Wirkung ist das eigentliche Problem, das für sehr vieles im Leben sehr oft zutrifft. So ist vieles nicht defekt, sondern der Stecker ist nur nicht drin. Wenn das alle wüssten, würden die Hotlines und Serviceteams so gut wie nichts zu tun haben. 19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 17:00

Brief an das Alter

Na, du bist ja eine komische Erscheinung. Entweder ist man zu jung. Da glaubt einem keiner, was man sagt. Und schwupp ist man zu alt und es hört einem keiner mehr zu, was man sagt. Und dann wollen alle immer jung bleiben. Und im hohen Alter jung sterben. Warum setzt du nicht deine Stärken ein? Deine Weisheit, deine Erkenntnisse, deine Erfahrungen, deine Gelassenheit. Du hast so viele Vorzüge. Du weißt so vieles besser, aber machst keinen Gebrauch davon. Sondern schaust zu, wie alle nicht einen Tag älter werden wollen. Sondern immer jünger. Absurd, dass alle möglichst alt werden wollen, aber ohne alt zu sein. Und alt werde ich auch noch eine ziemlich große Belastung geworden. Denn das Alter versteckt sich. Man will keine Alten ständig sehen. Dabei werden wir immer älter. Und mehr Ältere. Aber das beschleunigt den Wahn zum Jungsein nur noch. Auf was wartest du noch, Alter? Zeig es den Jungen. Oder ist das die Weisheit des Alters, eben nicht jeder Mode und jedem Trend hinterher zu jagen? Sondern in aller Ruhe den Sturm vorüber ziehen zu lassen. Zuzutrauen wäre es dir. 19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 16:50

Brief an Amerika

Groß war meine Bewunderung. Alles, was Sterne und Streifen hatte, war erhaben über alles andere. Sogar deine Muttermilch Coca Cola hat mehr politischen Geist als Erfrischungsgeist. Der Hamburger, deinen Sportarten. Deine Hymne. Der Jazz. So viele Dinge, die große Symbole der Freiheit sind, habe ich mit dir verbunden. Immer Vorbild dafür, dass ein Geist in Freiheit alles erreichen kann, was er wirklich will. Als dein Eishockey-Team die Russen bei der Olympiadeschlusfeier, habe ich geweint vor Freude. So viele Momente des Selbstbewusstseins sind mit dir verbunden. Du hast mir das Skateboard-fahren geschenkt. Das Windsurfen. Und ich habe mir amerikanische Träume gefüllt. So bin

ichHarley Davidson gefahren. Und einen Chevy.Für deine Vision von Freiheit habe ich alleskopiert und konsumiert, was aus deinem Schoß entsprungen ist. Deine Musik habe ich gehört, ohne ein Wort englisch zu verstehen. Amerika, du warstmein Vorbild.Und jetzt ist alles das verblasst und hat sichumgekehrt. Ich fühle mich von dir missbraucht undvöllig falsch verstanden. Wie ein Erwachsener, derdas Zutrauen eines Kindes missbraucht. Für seineniedrigen Instinkte. Deine Symbole und Zeichensind aus meinem Leben verschwunden, weil der Preisdessen, was du mir versprochen hast, viel zu hoch ist.Und weil alles, was du für mich warst, auf falschenAnnahmen aufbaute. Du bist rassistisch. Das wussteich nicht, oder wollte ich nicht wissen. Du bistunsozial zu deinen Bewohnern. Du gehst schlechtmit deinen Nachbarn und Partnern um. Du missbrauchstdas Vertrauen und deine Position. Du nimmstFreiheit, um eine Art davon, deine Art, zu exportieren.Du hast nicht das gehalten, wofür ich dich gehaltenhabe. Du hast mein Vertrauen gehabt. Und noch vielmehr. Ich hätte für dich alles gegeben. Bin nur froh, dass ich nie in die Situation gekommen bin, dass dudas von mir ein einfordern konntest. Du hast mich ent-täuscht. Du hast mich belogen. Du hast nichtWort gehalten. Ich bin so dankbar, dass ichgenügend Zeit und Abstand zu dir hatte, um dein wahres Gesicht zu erkennen. Und da wunderst du dich,dass es Menschen gibt, die sich von dir abwenden.Du hast deine Macht falsch benutzt. Damit hast duviele bloß gestellt, gedemütigt und beschämt.Amerika, wenn du nicht zurück auf deinen Wegkommst, dann steht dir ein sehr schwerer bevor. DieMenschen lieben dich nicht mehr.19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 16:40

Brief an das Lernen

Es ist eine Eigenschaft, die uns im Wesentlichen vonallen anderen Lebewesen auf diesem Planeten unter-scheidet. Wir können bis zum letzten Atemzug lernen.Sagenhaft. Die Meinung, dass Lernprozesse mit der Kind-heit und Jugend abgeschlossen sind, sind längstwiderlegt. Man kann alles immer lernen.Man kann bestimmte Qualitäten nicht mehr erlangen.Aber man kann sehr weit kommen. Ob man Sprachen,Musikinstrumente oder was auch immer lernen will.Kein Alter verhindert das. Deshalb sollten viel mehralte Menschen wieder studieren gehen. Denn lernenmacht Spaß. Wenn man das Lernen gelernt hat.Wenn man vermittelt bekommen hat, wie schönes ist, dass der Mensch sich mit Hilfe seinesGehirns vollständig selbst beschäftigen kann,so dass er nie alleine ist. Wer lernt, ist nie alleine.Er hat immer etwas hinzu zu fügen. Die Neugierdeam Leben zu halten und nicht zu genügsam zu werden,ist hier die Voraussetzung unserer Wohlstandsgesell-schaft.Das Risiko, im Sofa des Wohlstands zu versinken, istsehr groß. Deshalb muss man immer wieder auf dieharte Schulbank. Das hält die Neugierde am Lernenauf hohem Niveau.Die meisten Menschen glauben mit ein paar Abschlüssen,einem Führerschein, einem Job und der Volljährigkeit,sie könnten ruhig das Lernen einstellen. Vielemachen das auch leider. Aber das ist der Anfangvom Ende der Kultur. Die Arroganz, zu glauben, manhätte ausgelernt, ist ein fataler Irrglauben.Denn das, was uns in der Evolution bis zu diesem Tagehat überleben lassen, ist die Fähigkeit, lernenzu können. Diese brach liegen zu lassen, muss sichauf Kosten unserer Spezies auswirken. Was siebei genauem Hinsehen schon macht. Wir werden weniger.Denn wer nichts lernt, hat auch nichts weiterzu-geben. Der will auch keine Kinder.Wer viel lernt, der hat eine unbändige Lust, seinWissen an seine Nachfahren zu vermitteln. Under hat somit zugleich die Chance, von der folgendenGeneration zu lernen.19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 16:30

Brief an das Lesen

Ich werde immer so müde in deiner Nähe. MeineKonzentration reicht bei Weitem nicht aus,dir so viel Aufmerksamkeit zukommen zu lassen,die es benötigt, dich ernsthaft zu betreiben.Manchmal gelingt es mir, ein Buch zu lesen.Aber ich muss mich diesem voll und ganz widmen.Denn oft denke ich beim Lesen an andere Dinge.Und am Ende einer Seite weiß ich nicht mehr, wasich auf derselben gelesen habe.Dann lese ich die Seit noch mal. Das passiert mirhäufig. Es ist ganz sicher, dass du eine der großenBereicherungen des Lebens bist, aber mir fehlt – noch-die Fähigkeit und vielleicht auch die Bereitschaft dazu.Ich sehe lieber Filme im Fernsehen oder im Kino.Ich sehe lieber Menschen in der Stadt zu. Denn eigentlichbin ich professioneller Cafésitzer und Milchkaffee-trinker, Menschbeobachter. Das liebe ich und könnteich bei gutem Wetter unentwegt machen.Ich sehe und denke mir dann Geschichten aus. Überdas alte Ehepaar. Über die junge Mutter. Über denTyp, der versucht, geschickt eine Zeitung aus demZeitungsständer zu klauen. Der Typ, der beim Einparkenschon drei Mal Anlauf nehmen musste und so weiter.Ich sehe für mein Leben gerne zu. Und an. Lesenmacht mich so müde. Aber die ganze Welt der Büchererwartet mich sicher noch. Die laufen nicht weg.Wenn die innere Ruhe mich endlich erreicht hat,dann werde ich alles lesen können, was es Wert ist,gelesen zu werden. Bis dahin gebe ich mich meinen zweigroßen Leidenschaften hin, dem Sehen und dem Schreiben.Und beides mache ich in vollen Zügen.19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 16:20

Brief an das Licht

Irgendwer hat mal behauptet, dass, wenn nichts mehrgeht, irgendwo her ein Licht kommt. Das Symbol, die Hoffnung bis zuletzt nicht aufzugeben. Weil jemand anderes behauptet hat, die Hoffnung stirbt zuletzt. Viele schlaue Bemerkungen ranken sich um das Glück, den Erfolg. Unzählige Sprichwörter halten einen an, nicht aufzugeben, die Chancen zu nutzen, die Optionen, alles für das erhoffte Ziel in die Waagschale zu werfen. Diese gehen sogar weit, dass man ständig daran zweifelt, ob man es denn letztendlich auch verdient hat, erfolgreich zu sein. Hat man denn alles gegeben, alles andere hinten angestellt, auf alles verzichtet, hat man alles das wirklich geleistet? Und war der Wunsch größer, als alles andere? Wenn man das mit „Ja“ beantworten kann, man aber immer noch nichts von dem Licht sieht, dann stellt sich eine andere Frage: Wann ist eigentlich Schluss? Wann ist es vorbei? Wann steckt man zurück? Wann gibt man auf? Wann hört man auf zu hoffen, zu glauben, sondern fängt an, zurealisieren, das war's? Denn wenn man es nur ein Fünkchen zu früh macht, verpasst man vielleicht das alles rettende Licht. Und wenn man es zu spät macht, dann geht das letzte Licht sowieso aus. Ich weiß nicht, wann man loslassen darf, ohne ein schlechtes Gewissen zu haben. Wann lässt man eine Vision einfach sausen, wann ein Ziel, wann eine Aufgabe, wann eine Freundschaft, wann den blöden Rechner, der einen ständig selbst verlässt? Wann weiß man, dass Schluss ist? Und die Zeit für einen Neuanfang. Welches Licht geht da an, oder welches Geräusch kann man dann vernehmen? Es gibt nur Geschichten für die Hoffnung, die Liebe und den unerschütterlichen Glauben, aber wann sagt einem die innere Stimme, was schon Paul besungen hat: Let it be! Ich weiß es nicht und sehe nur zu, wie alles immer mehr schwindet und alles immer weiter sich entfernt, der Berg der Last sich weiter stapelt. Und immer denke ich, genau da muss man durch, wenn man es ernst damit meint. Genau das muss man erlebt und überlebt haben, um den Sinn wirklich zu begreifen. Von dem, für das es sich lohnt, alles hinzuhalten. Aber die Zweifel daran sind genau so groß. Und werden größer. Wann soll man loslassen. Und zusehen, wie ein Traum untergeht. 19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 16:10

Brief an das Mentale

Viel wird über dich geredet. Wer dich auf seiner Seite hat, der hat schon fast gewonnen. Wer mental richtig eingestellt ist, der kann wesentliche Schwächen kompensieren. Weil er seine Stärken ausspielt. Das heißt, der Geist, die Einstellung führt den Körper entschiedener zum Ziel. Als im Vergleich die reine physische Kraft. Der Wille, der Glaube, die positive Einstellung beeinflussen das Ergebnis. So soll es sein. Aber was nützt einem die mentale Stärke, wenn andere korrupt sind, Doping nehmen, betrügen, die Voraussetzungen und Regeln überschreiten und alle anderen Maßnahmen ins Feld führen, um den potentiell stärkeren trotzdem zu besiegen. Wer gewinnen will und muss, aber nicht ausreichend Fähigkeiten besitzt, der ist mehr als geneigt, alles einzusetzen, was ihm letztendlich doch den Sieg einbringen wird. Wer mental seine Stärken dagegen einsetzt, der wird ebenso mental den Glauben irgendwann daran verlieren. Was denkt einer, der weiß, dass alle Doping nehmen und er nicht gewinnen wird und kann. Was motiviert ihn trotzdem, dran zu bleiben, um immer wieder der Unterlegende zu sein. Mentale Kraft einsetzen ist ja schön und gut, aber in einer Welt, in der nur der erste Platz zählt, scheint mir dieses Mittel eher naiv. Das gilt auch für das Berufsleben. Wie viele Bessere habe ich unterliegen sehen, weil sie die Methoden der Verlierer nicht bereit sind, einzusetzen, oder diese unterschätzen. Der Sieger in unserem Land ist nach den Regeln, die wir vermuten, oft nicht der Sieger. Was alle Sieger verdächtig macht. Ob in der Politik, der Wirtschaft oder im Sport. Denn ein Großteil konnte es nur mit Hilfsmitteln schaffen, die mit der eigentlichen Idee nichts zu tun haben. Aber wir wollen eben nur Erste. So müssen wir damit leben, dass wir die wirklich Ersten nie zu Gesicht bekommen. Sondern nur die Ersten, die wir dafür halten. 19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 16:00

Brief an das Mitleid

Du bist dann am Größten, wenn du am wenigsten Helfen kannst. Aber da, wo du wirklich gebraucht wirst, da bist du weit und breit nicht zusehen. An Orten, wo man wirklich auf dich verzichten könnte, da hältst du dich auf. Aber da, wo dringender gerade du nach dem Rechten schauen könntest, da schaust du weg. Mitleid. Du unterlassene Hilfeleistung. Du schienst dich im Schmerz des anderen wohl zu fühlen. Du nimmst nicht in den Arm der anderen sonder deiner selbst willen. Du stehst starr da und machst nichts, außer deiner Betroffenheit über das Schicksal anderer Ausdrück zu verleihen. Anstatt deinen Gefühlen freien Lauf zu lassen. Denn dem Mitleid ist man fast geneigt, genauso so viel Aufmerksamkeit zu widmen, wie dem Leid. Aber du vereinst uns. Im Mitleid sind wir miteinander im Leid. Alle nähern wir uns dem Leid eines anderen. Wir trauern, wir leiden ein wenig mit. In der Hoffnung, den Schmerz zu mindern. Oft

übertreibst du es und man weiß nicht mehr, was man von dir halten soll. Aber oft unterschätzt man dich. Denn du kannst die Solidarität mit dem Schicksal bekunden. Nicht da, wo du selbst getröstet werden willst. Sondern dich zurück hältst und das Schicksal in den Arm nimmst. Den Schmerz streichelst. Da, wo du schweigst und einfach nur zuhörst. Da, wo du die Tür öffnest und das Leid willkommen heißt. Da, wo du Grenzen überschreitest im Schmerz und dich selbst nicht so wichtig nimmst. Da, wo du dich anstellst. Da, wo du einfach nur da bist im Leid. Da ist Mitleid, das, was es sein soll. Aber leider hast du oft die Gestalt eines Mitreisenden angenommen. Der sich gerne im Leid anderer spiegelt, um dann das Geschehen zu verlassen mit dem einen Gedanken, was für in Glück ist mir das nicht passiert. Mitleid nimmt kein Leid. Sondern es hilft im Leid, alles das zu tun oder zu lassen, um Menschen im Leid nicht alleine zu lassen. 19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 15:50

Brief an das Nichts

An dir haben sich schon viele versucht. Dich logisch klar zu machen. Das Nichts. Dabei glaube ich nicht an das Nichts im Sinne des Wortes. Aber ich glaube an eine menschliche Wahrnehmung des Nichts. Was aber nicht gleichbedeutend mit dem Wort ist. Denn es entgehen uns sehr viele Dinge. Sie entgehen unserer Wahrnehmung im Nichts. Wenn wir diese wahrnehmen würden, würden wir das Nichts als Etwas bezeichnen. Deshalb ist in allem Nichts immer etwas. Wann man in nichts blickt, sieht man sehr viel. Wenn man im Nichts verwindet. Oder man hört nichts. Man schmeckt nichts. Nichts ist eher eine Bezeichnung für verändert, oder anders. Wenn man Schnupfen hat, schmeckt man verändert. Leider nicht so, als hätte man keinen. Wenn man die Augen zu hält, sieht man verändert. Aber man sieht immer etwas im Nichts. Das Nichts im wahrsten Sinne des Wortes gibt es somit nicht. Denn egal, wie leer oder dunkel, wie leise oder welche Eigenschaft uns auch immer das Wort „Nichts“ entlockt, es wird immer Etwas sein. Somit haben wir für unsere Art der Wahrnehmung einen Begriff entwickelt. Der aber nicht der allgemeinen Wahrnehmung entspricht. Wenn jemand behauptet, er habe nichts in der Tasche, kann das für jemand anderen alles andere als nichts bedeuten. Somit verwenden wir Begriffe, die in ihrem Ausdruck sehr viele Variable haben. Die viel weiter auseinander gehen, als dies Wörter an sich zu sagen scheinen. Wenn eine Frau sagt, sie habe nichts anzuziehen. Oder ein Mann, er habe nichts zu essen. Oder ein Kind, es habe nichts zu spielen. Dann ist hinter diesem Nichts sehr viel mehr als nichts. Somit gilt es immer, das Etwas in dem Nichts zu erkennen und zu finden. Denn wenn nichts wirklich nichts wäre, dann hätten wir nichts zu verlieren. 19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 15:40

Brief an das Pendel

Es schwingt über unserem Leben. Schwingt es stärker nach rechts, dann wird es der Physik folgen und ebenso nach links schwenken. Außer, das Pendel ist nicht mehr gerade, sondern neigt sich, dann hält sich das Pendel verstärkt und zunehmend auf einer bestimmten Seite auf. So ist es mit dir im Leben. Du pendelst dich manchmal ein. Aber dann schlägst du aus. Ins Glück und dann zur anderen Seite ins Pech. In die Liebe und dann zum Hass. Viele Pendel schwingen so bemüht, um die Ruhe im Gleichgewicht zu finden. Das Alter lässt die Bewegungen ruhiger werden. Der Ausschlag des Pendels nimmt ab. Und kommt über der entsprechenden Eigenschaft genau in deren Mitte zur Ruhe. Außer die Eigenschaft an sich hat sich verschoben. Dann kann das Pendel nicht das Gleichgewicht finden. Es pendelt weiter im Versuch, die Mitte zu finden. Oder es bleibt tendenziell über einer ausgeprägten Eigenschaft stehen. Leider gibt das Pendel Aufschluss über gute und schlechte Eigenschaften und Verhaltensweisen. Denn alles, was man verhaltensauffällig macht, scheint in Bewegung zu sein. Der Mensch sollte um Ausgleich bemüht sein. Aber das ist er in den seltensten Fällen. Er geht der Bewegung nach und bringt, wie auf einer Kinderschaukel, das Pendel weiter und weiter zum Ausschlagen. Das nennt man dann Eskalation. Die eigentlich zu verhindern wäre, wenn jemand die Schaukel bremsen würde. Aber die Arroganz des Erwachsenseins, gepaart mit dem Halbwissen, lässt Menschen weiter und höher schaukeln. Das Pendel unseres Gleichgewichts ist in Bewegung. In starker Bewegung. Und die Menschheit ist nicht im Stande und bemüht, diese immer stärker werdenden Pendelbewegungen in den Griff zu bekommen. Das nennt man außer Kontrolle geraten. Die sich darum bemühen, die werden nicht erhört. Sie halten die Entwicklung nur auf. Und die sie aufhalten könnten, sind gierig, ja süchtig nach der Schaukel. Und bemerken nicht, in welche Gefahr diese Ausschläge die Menschen sich und die Natur bringen. 19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 15:30

Brief an das Privileg

Du bist in Vergessenheit geraten. Duklingst so altmodisch. Dabei bist duso wesentlich. Man begreift dich nicht, sondern sieht dich nur in all denen, die ein vermeintlich leichteres Los im Leben gezogen haben, als man selbst. Was für ein Irrtum, das eigene Privileg des Lebens zu übersehen. Dass man ist. Und das auch noch zu der Zeit, an dem Ort. Wie viele haben dieses Privileg nicht nutzen können. Sind zur falschen Zeit, am falschen Ort geboren. Oder zur jetzigen, aber auch am falschen Ort. Deren Jammern kann ich nicht vernehmen. Das Jammern um mich herum ist nicht mehr mit anzuhören. Sie übersehen dich. Deinen unschätzbaren Wert. Alle, was ist, ist ein Privileg, das man wie einen Schatz behüten muss. Das man pflegen, beschützen und weitergeben muss. Das Glück, die Gesundheit, die Freiheit, alles Privilegien, die nur ganz wenigen zuteil werden. Und viele glauben, das wirklich verdient zu haben. Womit? Sie hatten nur Glück. Und so nackt und mittellos sie gekommen sind, ebenso werden sie das Leben verlassen. Verdient? Haben andere den Hunger, das Elend verdient? Die Gewalt, den Tod, die Krankheit, hat man sich das alles redlich verdient? Den Namen, den man trägt, was hat man für diesen geleistet? Verdienen muss man sich etwas im Leben. Verdienen kann man sich Respekt, Liebe, Freundschaft, Ehrlichkeit, Vertrauen. Das Menschen von einem nur Gutes zu berichten haben. Das kann man sich verdienen. Dafür ist uns das Privileg des Lebens bereitgestellt worden. Verdient haben sich viele nichts. Was für eine Fehleinschätzung. Anstatt sich über das Privileg zu freuen und zu versuchen, ihm auf einem Lebensweg gerecht zu werden, verfallen viele nur in die Selbstgerechtigkeit. Das Leben ist kein Verdienst, es ist ein Geschenk. Also hat das Leben es verdient, dass man mit ihm umgeht als das, was es wirklich ist – das Privileg. 19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 15:20

Brief an das Rasieren

Jeden Morgen denke ich: „Heute mal nicht.“ Dann beschließe ich kurzzeitig, den Bart mal stehen zu lassen. Und mich nicht wieder dieser Übung hingeben zu müssen. Der Vorsatz hält in der Regel nie lange durch. Denn nur einen Bruchteil später überwinde ich mich dann doch. Mir scheint, es wäre ein Merkmal, Ansatz, ein Indiz für Verwahrlosung, für Gleichgültigkeit. Im Knast oder im Urlaub, da kann das mal vorkommen. Aber im normalen Leben ist das ein Hinweis. Den jeder selbersich interpretiere. Also, rasiere ich mich doch. Und die Argumente sind auch immer dieselben. Meine Lieben mögen es nicht, wenn es kratzt. Somit habe ich wieder eine fadenscheinige Erklärung, die genügt, um den Rasierschaum aus der Dose zu lassen. Das Rasieren ist so eine Konstante in meinem Leben. Oft würde ich diese gerne verändern, aber außer einem kleinen Bärtchen hier, einem gepflegten Drei-Tage-Bart dort, ist es immer gleich geblieben. Glatt rasiert wie ein Kinder-popo. Eigentlich nervt das Rasieren ungemein. Denn es bringt Widrigkeiten mit sich. Als ich endlich in die Pubertät kam, konnte ich es gar nicht erwarten, ein Haar nach dem anderen zu rasieren. Damals konnte ich noch nicht erahnen, was das für lebenslängliche Begleiterscheinungen mit sich bringt. Brennen der Haut, Schnitte, empfindliche Stellen. Jeden Tag, jeden Tag, seit über 25 Jahren. Was da an Hektolitern Rasierschaum, an Kilos von Rasierklingen schon bei draufgegangen sind. Und wenn man bedenkt, dass man jeden Tag so ca. drei Millimeter rasiert, dann sind das in 25 Jahren sage und schreibe 27.375 Millimeter, das sind wiederum 2.737,5 Zentimeter, was wiederum 27,37 Meter entspricht. Hätte ich also mich nie rasiert, würde ich mit einem Bart von fast 30 Metern herumlaufen. Unpraktisch und sicherlich auch anstrengend. Man würde von meinem Gesicht nichts sehen und ich könnte auch nur schwer aus den Augen blinzeln. Wenn der mal in Brand geraten wäre oder wie viele Essensreste darin spurlos verschwunden wären. Da ist man doch froh, den Bart jeden Tag flach gehalten zu haben. Gilt für vieles im Leben. Was man täglich rasiert, dann kein Ungetüm werden. 19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 15:10

Brief an das Rationale

Immer häufiger bemerke ich, dass man sich zwar häufig auf dich beruft, aber dass es mit dir nicht zu weit her ist. Man zieht dich heran, um etwas zu untermauern oder in die Wege zu leiten. Aber bei genauem Hinsehen erkennt man, dass es dir an Substanz fehlt. Denn vieles ist irrational. Und das ist sound gut so. Wir werden vor allem bestimmt durch unsere Emotionen, Meinungen, Vorurteile und Neigungen. Fragen, die sich stellen, beantworten wir emotional sehr schnell. Benötigen nur eine Weile für die rationale Herleitung. Bei allen Statistiken, Tests, Prüfungen und allen weiteren Grundlagen für rationales Denken und Handeln werden diese eigentlich nur gebraucht, um die emotionale zu untermauern. Mein Lieblingsbeispiel ist ein sehr nahe liegendes: Wenn man sich eine Jeans kauft und gefragt wird, warum diese, dann entgegnet man eine rationale Begründung, wie: Die passt am besten. Obwohl diese hinkt. Denn um das Gewährleisten zu können, müsste man alle Jeans probiert haben. Das hat man aber nicht. Die Entscheidung kann schon emotional getroffen worden sein, oder durch eine Gewohnheitsentscheidung, weil man diese Jeans schon immer kauft. In vielen Bereichen unserer Gesellschaft gaukeln uns deshalb Menschen vor, dass, was sie da machen, einer rationalen Begründung folgt. Was aber nicht stimmt. Das Prinzip der menschlichen Entscheidungsfindung bleibt von der Geburt bis zu Tode gleich: Trial und Error. Versuch und Irrtum. Was gut war, wird logisch belegt. Was schlecht war, wird logisch widerlegt. Obwohl der Vater der Entscheidung nicht aus dem Kopf stammt, sondern aus dem

Bauch. Natürlich müssen viele dieser Theorie widersprechen, weil es die Existenz ihrer Beschäftigung in Frage stellt. Tut es aber nicht. Denn der Mensch liebt die Unlogik der Beweisführung. Deshalb zieht er sie auch oft hinzu bei einer Entscheidungsfindung. Er will die rationale Entscheidung glauben. Sonst ist das Gerüst seines Seins in Frage gestellt. 19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 15:00

Brief an das Richtige

Es schwant mir, dass du nur eine Vorstellung anderer bist. Denn bei dem Versuch, fortwährend das Richtige zu tun, langweilt man sich unweigerlich zu Tode. Und wenn es schlimm läuft, wird man so auch noch 99 Jahr alt. Bei genauer Betrachtung deines erhobenen Fingers erkenne ich selten den Zeigefinger, sondern den rechts davon. Was durfte und sollte man alles nicht lesen. Dabei war es rückblickend genau das, was die Gesellschaft weitergebracht hat. Was durfte oder sollte man sich alles nicht ansehen. Dabei ist es genau das, was die Gesellschaft befreit hat. Was sollte und durfte man sich alles nicht anhören. Dabei ist es genau das, was die Vielfalt in unserer Gesellschaft gebracht hat. Immer das Richtige tun heißt eigentlich, fast nichts zu tun. Alles so belassen, wie es ist. Ob im Kindergarten, in der Schule, am Arbeitsplatz, in der Familie bis hin ins Bett. Das Richtige? Nein, sicherlich nicht. Das Erleben im Leben ist maßgeblich davon geprägt, auf der Grenze der Versuchung immer wieder das Falsche zu tun. Um sich ein eigenes Bild davon zu machen. Das Richtige ist für Standards im Leben. Die richtige Temperatur des Wassers beim Friseur zum Beispiel. Oder die richtige Dauer des Kochens der Nudeln, damit sie al dente bleiben. Aber der richtige Pass beim Fußball hätte nie Fußballgötter hervorgebracht. Und das Richtige im Bett zu tun, mal ehrlich, wer will das? Da hätte ich mir einer Reihe von Enttäuschungen zuleben. Nein, das Richtige ist die Vorstellung und Wahrnehmung von Menschen, die das schon durchlebt haben und aus Vorsicht, Umsicht oder böser Vorahnung dazu aufrufen, das Richtige zu machen. In der Regel, weil auch die sich am Falschen die Finger verbrannt haben. Aber jetzt mal Hand aufs Herz, wer hat nicht das Falsche getan, als er in die Steckdose griff, auf die Heizplatte langte, zu schnell durch die Kurve, zu heiß gegessen, zu viel Alkohol, zu schnell ja gesagt, zu schnell nein gesagt, zu viel gegessen. Kirschen gegessen und Sprudelwasser getrunken, die Musik zu laut, die Nudeln zu lang und so weiter. Das ganze Leben ist ein Hochgeschwindigkeitspendel zwischen richtig und falsch. Und mit dem Alter scheint das Pendel weniger häufig und schnell auszuschlagen. Aber davon hat keiner was, der noch nicht in dem Alter ist. 19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 14:50

Brief an das Sammeln

Die Menschen sammeln alles Mögliche. Ich habe mal Eierbecher gesammelt. Bitte frage mich nicht, warum. Aber es waren antike Eierbecher. Es müssen über 30 gewesen sein. Was heißt gewesen, die liegen zu Hause in einer Schachtel. Die Kinder sammeln Figuren aus Computerspielen und Trickfilmserien. Wir haben Fußballer gesammelt. Meine Mutter sammelt Geschirr – altes natürlich. Und heute glaube ich, etwas im Sammeln entdeckt zu haben. Man will die Zeit einfangen und festhalten. Das Sammeln lässt einen Rückblick zu. Man sammelt oft alte Sachen. Und wenn man diese dann bestaunt, dann hat jedes Stück seine kleine Geschichte. Das hat man aus dem Urlaub. Das mal geschenkt bekommen. Da die Erinnerungen oft schneller verschwinden, als uns lieb ist, sammeln wir, um Erinnerungen zu sammeln. So, wie sich diese Superhirne viele Dinge merken können, indem sie einfach ihr Haus mit den Gegenständen einrichten, die sie sich merken sollen. So richten wir uns ein mit Sammlungen, die uns erinnern sollen. An was bloß? Aber da könnte die Lösung sein, einfach an die vergangene, schon vergangene Zeit. Menschen, die viel in der Vergangenheit leben, sammeln sicherlich mehr. Also Menschen, die ganz ungeduldig der Zukunft entgegen fiebern. Das Sammeln soll die Zeit langsamer vergehen lassen. Deshalb sammelt man alte Sachen, um Zeit zu sammeln. Umso älter, umso länger scheint der Eindruck, dass man gelebt hat. Und somit auch denjenigen umso intensiver. So hat die Sammel Leidenschaft ihre Wurzeln in der Lebenszeit, die verstreicht. Und wir uns nur schwer daran erinnern können, was alles schon passiert ist. Das Sammeln macht diese Erinnerung leichter. 19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 14:40

Brief an das Schlimme

Man will oft nicht hinsehen. Oder nicht zuhören. Aber dann, wie von magischer Hand, kann man den Blick nicht abwenden. Oder die Aufmerksamkeit nicht auf irgendetwas anderes lenken. Das Schlimme, das passiert, zieht uns fast fast ziniert in den Bann. Trotz abfälliger Bemerkungen können wir den Blick nicht davon lassen. Ob der Unfall auf der Autobahn oder der Skandal im Fernsehen. Anstatt uns nicht die Bilder des Schlimmen für immer in unser Gedächtnis

einzu-brennen, schauen wir wie gefesselt zu, wie unglaubliches Schlimmes passiert. Woher kommt diese Unart des Menschen, dann, wenn man glaubt, sich abwenden zu müssen, genau hinzusehen? Ich weigere mich, die Sensationslust dafür verantwortlich zu machen. Das klingt zu profan. In diesen Bildern scheinen wir etwas zu suchen oder zu finden. Vielleicht ist es der Moment, in dem anderen Schlimmes widerfährt, in dem wir für uns feststellen, wie gut es uns in unserer Haut geht. Oder wir lernen von den Bildern unbewusst Verhaltensmuster, die wir glauben, im Notfall dann nutzen zu können. Aber fast mit Lust sich das Leid anderer anzusehen, die damit verbundenen Tragödien mit sich herum zu tragen, das machen wir nicht aus Anteilnahme, sondern mit einer Art von Befriedigung, dass es uns ein Glück nicht passiert ist, das Schlimme. Und wenn es dann passiert, dann bemerken wir die Blicke all dieser Menschen, die in meiner Tragödie ihre Flucht suchen. Und wie gerne würde ich nicht von diesen Blicken durchlöchert werden. Aber habe ich nicht selbst hingeschaut, wenn das Schlimme geschehen ist? Was ist dran an der Lust am Leid anderer? 19. August 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 14:30

Brief an das Schwanken

Es ist nicht zu übersehen, dass ich in vielen Dingen schwanke. Zwischen zwei Polen, Werten, Verfassungen und Ansichten. Das Schwanken ist nicht das fast unbemerkte auf ruhiger See. Es ist eher ein Schwanken, wie diese Schiffschaukel auf der Kirmes. Das Gewicht schwankt von bis. Meine Stimmung. Meine Lust, mich einzubringen. Meine Haarlänge. Vieles schwankt. Immer angeschoben vom Zweifel, der Begeisterung. Der Niederlage oder dem Erfolg. Der Lust zu etwas und der Hass. Wie zwischen zwei Polen schwanke ich hin und her. Lange Zeit glaubte ich, es sei eine Art Magnetismus, der mal zur einen Seite anzieht und von einer anderen abstößt. Aber mittlerweile bin ich eher der Meinung, dass es wie auf einer Kinderschaukel meine eigenen Beine sind, die sich da abstoßen in eine Richtung und die ordentlich Schwung holt, um auch in die andere zu kommen. Warum? Weil man die Grenzen erfahren will. Sich selbst spüren will. Weil man sich gehen lassen will und aber kurze Zeit später in Askese leben will. Weil man im Pendeln ein größeres Spektrum der Erfahrungen und Erkenntnisse vermutet. Was da aber nicht ist. Denn es kostet mehr Kraft, als man glaubt, immer wieder aufholen zu müssen. Oder wieder zurück zu müssen. Loslassen und anfassen. Und das oftmals von Dingen, die man ruhiger mit durchs Leben tragen könnte, um somit die Sicht auf Wesentlicheres frei zu machen. Wer immer mit seinem Gewicht ringt, der muss sich um vieles andere nicht kümmern. Somit ist das Pendeln eines selbst gewählte Beschäftigung, die eigentlich nicht sein müsste. Ich glaube, suchende Menschen pendeln stärker, als diejenigen, die das gefunden haben, wonach alle suchen. Ihren Lebensmittelpunkt, ihre Berufung, ihre Leidenschaft, ihre Liebe. Pendeln bedeutet, noch auf dieser Suche zu sein. Das Pendeln zu beenden heißt angekommen zu sein. 19. Oktober 2007

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 14:20

Brief an das Singen

Wir gerne würde ich mit dir umgehen können. Singen können. Das muss wunderbar sein. Wenn man seine Stimme als Instrument einsetzen kann. Und dabei den Ton trifft. Und so der Musik seinen ganz eigenen Klang verleiht. Ich kann nicht singen. Eine Gabe, die, wenn man sie hätte, einen nicht nur berühmt und reich machen könnte, sondern, wenn man auch das singen würde was man liebt, eventuell sogar glücklich. Aber das ist sicherlich zu viel verlangt. Ich wäre auch schon zufrieden, wenn ich nur so viel singen könnte, dass ich mich selber gerne hören würde. Zudem das mit dem reich und berühmt fällt auch weg, weil ich am liebsten und ausschließ-lich Jazz singen würde. Aber wie gesagt nicht wirklich kann. Wenn ich in eine Zeit zurück gehen könnte, dann in die Zeit des Jazz. Und als Frank Sinatra oder Joe Williams geboren sein. Oder wenn ich die Chance hätte, nochmal was ganz anderes zu machen und dafür mir ein Talent aussuchen dürfte, dann wäre es eine Jazzstimme. Wenn ich im Auto manchmal mitgröle, dann merke ich wie weit weg ich von diesem Talent bin. Dann überfällt mich die Demut. Und manchmal werden für einen Moment meine Augen feucht, weil die Vorstellung singen zu können wie Ella über 3 Oktaven, oder wie Sammy, Joe, Frank, Nat das erfüllt mich für einen Moment mit so einer Stimmung, die man nur als Hochgefühl bezeichnen kann. Ist dann aber auch wieder schnell vorbei. Jazzsänger als Berufsbezeichnung. Wie das schon klingt. Wenn ich da an meine denke. Werbekaufmann. Mensch, Begabung warum hast du mir nicht ein wenig Gold in die Kehle gelegt? Naja, vielleicht habe ich neben Blei in den Füßen, Tomaten auf den Augen, was auf den Ohren, in den Fingern. Denn liebe Stimme, so sehr ich das Singen bewundere, das schreiben würde ich dafür nicht hergeben. 19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 14:10

Brief an das Spiel

Es ist mir das erste Mal im Urlaub begegnet. Ich war gerade 9 Jahr jung. Wir waren in Südfrankreich, am Atlantik, Vieux

Beaucoup. Da spielten Männer, alteMänner, ein Spiel namens Boul. Die Faszination ergriffmich sofort. Das will ich auch spielen. Aber wenig kleineJungens spielten auf dem Boulplatz. Alles waren alteMänner. Einer war so alt, dass er die Kugeln nichtmehr aufheben konnte, deshalb hatte er einenMagnet an einer Schnur, mit dem er die Kugelnwieder aufheben konnte. Das Spiel ist einfach.Man muss seine Kugeln näher an das Schweinchenbringen (die kleine Holzkugel), als andere Mit-spieler. So bekommt man Punkte, die man sammelt, undwer zuerst 13 hat, hat gewonnen.Der alte Mann hieß Pepe und mir fiel auf, dass erein paar Brocken Deutsch konnte. So stieß er beimVorbeigehen an uns immer wieder lächelnd Worte auswie: Jawohl! Das gefiel uns, weil es ihm zu gefallen schien. Denn das wir Deutsch waren, warnicht zu überhören und zu übersehen. Aber ich hieltlänger aus am Boulplatz als die Touristen, die nur mal einFoto machten, einige Minuten Aufmerksamkeit heucheltenUnd dann wieder des Weges gingen. Ich war auch amnächsten Tag wieder da. Und an dem, der darauf folgte.Meine Eltern fanden das gut, denn sie wussten, wo ich war.So stand ich in der glühenden und gleißenden Sonne desSüdens. Und schaute fasziniert zu, wie Pepe Boulspielte. Dabei unternahm ich jeden Blickkontakt, dermir geschenkt wurde. Alles wurde beobachtet, verarbeitetund gespeichert. Auch eine Tätowierung auf dem Unter-arm. Es war keine richtige, sondern es war eineReihe von Zahlen, die mir meine Eltern dann später,am gleichen Abend, erklärten. Es war die Nummer einesHäftlings aus einem KZ. Die Botschaft wurde immerkomplexer und furchtbarer. Weil Deutsche darineine sehr unrühmliche, geradezu schreckliche Rollespielten. Das nahm mir den Mut, weiterhin alles zuversuchen, die Nähe dieses alten Mannes zu gewinnen.Bis eines Abends seine Frau ihn wieder abholte undmich ansprach. Auf deutsch. Ich war wie gelähmt.Ab dann verlief der Rest des Urlaubs wie imTraum. Plötzlich war Pepe da, er reichte mir 30 Boulkugeln. Ich durfte mitspielen, wurde zum Esseneingeladen und war plötzlich ein Teil des Spiels.Ich war 9 Jahre und noch heute ist das Spiel ein Teilvon mir und somit auch Pepe, der zwei Jahre späterstarb. Ein Glück nicht im KZ, sondern nach einem SpielBoul. Vielen Dank, lieber Gott.19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 14:00

Brief an das Spielen

Eigentlich habe ich immer Lust zu spielen.Ob Karten, Boul, Backgammon, Kicker, Kniffel,Skat, Doppelkopf oder was auch immer. Nichtsentspannt mehr und man ist dabei doch so konzentriert. Ich glaube, das schöne am Spielenist, dass es immer einen Gewinner und einenVerlierer gibt. Das Glück hilft hier und da unddas Können kann einen immer im vorderen Drittelhalten. Nicht wie im Leben der Erwachsenen,da gibt es das nicht. Oft lustlos geht es dazu. Und echte Gewinner und Verlierer gibt esda auch nicht. Sondern alles zieht sich endlosin die Länge. Beim Spiel geht es oft Schlagauf Schlag. Und man hat gewonnen oder ver-loren. Das ist schöner, als dieses langwierige,unlustige Arbeiten. Deshalb liebe ich dasSpiel so. Zudem ist es auch eine Angewohnheitaus der Kindheit. Wir haben viel gespielt. Unddurch das Spielen habe ich am meistern gelernt.Menschen kennen gelernt. Die nicht verlieren können und die nicht gewinnen können. DieAngst vor dem Sieg haben oder vor der Nieder-lage. Die lustlos spielen. Die völlig besessensind vom Spiel. Die keine Begabung und keinTalent haben. Die das Glück erzwingen wollen.Die ständig das Pech haben. Im Spiel spiegelt sich schon in jungen Jahren das ganze Leben wider.Ich kann schlecht verlieren. Habe aber gelernt,damit umzugehen. Dann mogele ich auch nichtgerne. Denn ich will ohne das gewinnen oderverlieren. Dann liebe ich Spiele, die auf hohemNiveau ablaufen. So, dass man kaum hinterherkommt. Dann lernt man immer und immer wieder dazu. Dann liebe ich auch Glückssträhnen, dieandere zur Verzweiflung bringen. Das Spielenvereint die Menschen, wenn sie es miteinandertun. Und in der Regel spielt man mehr mitFreunden. So gibt es einen Grund, sich zu treffen.Und die Zeit vergeht wie im Fluge. Wie oftging es beim Kartenspielen unbemerkt schon indie Morgenstunden. Und das Allerschönste: DasSpiel, egal welches, ist nie gleich. Sondernman erlebt immer etwas Neues.19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 13:50

Brief an das Standby

Überall leuchten die kleinen roten und grünenLämpchen – Standby. Das heißt so viel wie: Ichbin bereit, ich wart auf dich, auf meinennächsten Einsatz.Manchmal Tage, Wochen und Monate im Standby-Modus.Eine seltsame Erfindung. Denn wenn beim Fernseherdas rote Licht nicht leuchtet, dann ist er aus.Und man macht ihn an. Wenn aber das grüne LichtLeuchtet, ist er aus und man macht ihn an.Der Unterschied ist das Anmachen am Gerät odermit der Fernbedienung, die aber in der Regel erstgesucht werden muss. Weil sie nie auf dem gleichenPlatz im Standby-Modus verharrt. Im Gegensatzzum Fernseher, der steht immer an derselbenStelle. Sozusagen standstill.Bei der Espressomaschine ist das schon was anderes.Die steht zwar auch immer an derselben Stelle im Stand-still-Modus, aber die braucht Anlauf. Was sienach längerer Zeit im Standby nicht so sehr braucht.Der Wunsch des Menschen, alles nutzen und benützenzu können und zwar immer und gleich, hat dieses roteund grüne Lämpchen ins Leben gerufen. Was aber dafürsorgt, dass zum einen viel mehr Strom verbraucht wirdund Geräte anfälliger werden durch ihre ständigeBetriebsbereitschaft. Das ist so, als ob immer derMotor im Auto laufen würde, eben standby. Dasbelastet den Motor natürlich zusätzlich.Somit ist die Erfindung des Standby eine Verschleiß-erfindung. Eine Stromverbraucherfindung

und eine Sucherfindung (beim Fernseher). Tolle Idee. Obwohl, manchmal wünsche ich mir schon einen Standby-Modus für Menschen. Damit die mal schneller aus dem Quark kommen, oder ich morgens. Gut wäre auch, die oftmals in einem solchen Ruhezustand zu halten. Dann machen die keinen Blödsinn, verbrauchen nur unnötig Energie und verschleißen trotzdem. Für ein paar Menschen, die mir da einfallen, wäre das eine echte Bereicherung. Die Standby-Taste für den Menschen. Obwohl, gibt es die nicht schon und heißt Handy? 19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 13:40

Brief an das Streben

Wo geht's lang? Kannst du mir mal verraten, wo es lang geht? Da renne ich die ganze Zeit in eine Richtung. Um jetzt festzustellen, dass ich auf dem Holzweg bin. Also, wonach streben wir denn nun? Kann sich da mal jemand einigen? Erst allein Richtung Qualität, Wert, Hochwertigkeit, Kontinuität und Konsequenz. Und glaub mir, das ist schon eine schwere Nummer. Da braucht man eine Menge Geduld und muss ständig dazu lernen. Immer auf einem sich steil nach oben bewegendem Niveau. Und jetzt das. Die rennen alle in die andere Richtung. Wertlos, billig, günstig und preiswert und noch billiger. Masse statt Klasse. Was soll das? Dafür habe ich doch nicht jahre-lang gelernt und gemacht. Dass ich kurz vorm Gipfel absteigen soll und den ganzen beschwerlichen Weg wieder runter soll. Um alles, was wertvoll wurde, wertlos zu machen. Das ist nicht fair. Erst hü, dann hot. Was den nun? Also, wenn das so bleibt, dann bleibt mir nichts anderes übrig, als den ganzen Mist mitzumachen. Wenn aber nicht, dann könnte ich doch hierin aller Ruhe ausruhen und warten, bis das ganze Feld wieder die Richtung wechselt. Ich wäre dann auch ziemlich weit vorne. Was man vom Rest dann nicht behaupten könnte. Soll ich das machen? Was denkst du? 19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 13:30

Brief an das Tauchen

Man begibt sich in eine andere Welt. Ohne alles das, was man täglich um sich hat. Und diese Welt ist voller anderer Lebewesen. Ohne all diese, die man täglich um sich hat. Es ist, als ob man einen anderen Planeten in einem anderen Universum besucht. Man ist zu Besuch, zu Gast. Beim Tauchen verändert sich deine sichere Lebensform in eine unsichere. Denn man kann nicht frei atmen. Und scheint wie ein Astronaut wie in einer Art Schwerelosigkeit umher zu treiben. Die Sprache ist eine eigene und stark reduzierte. Aber man versteht sich unter Wasser. Das Körpergefühl ist ein völlig anderes. Das Gewicht der eigenen Masse schwebt wie auf Händen getragen. Und man kann unablässig Neuigkeiten bewundern und entdecken. Alles ist neu und anders. Nichts ist wie aus unserer Welt über Wasser. Das Taucheneröffnet einem einen Blickwinkel auf unsere Welt, wie man ihn über Wasser nicht bekommt. Das muss Astor-nauten im All ebenso gehen. Sicherlich noch beeindruckender. Man ist neu in ihr. Und nur zu Gast. Man kann nicht bleiben und man ist nicht wirklich hier zu Hause. Man schwimmt eben nur mal vorbei. Man beobachtet die großen und kleinen Fische. Die Pflanzen, Korallen, die Farben und was man in der Zeit, die einem unter Wasser bleibt, noch so mitnehmen kann. Tauchen ist ein Ausflug in eine andere Welt, die direkt vor unsere Haustür liegt. Es macht den großen Menschen sehr klein. Denn im Meer sind wir verschwindend winzig. Das Tauchen kann einen viel lehren. Aber wie in allem gilt auch hier, es gibt solche und solche. Denn wo andere ihren Müll im Wald liegen lassen, so trampeln hier viele arglos mit ihren Flossen vieles kaputt und stecken ein, was ihnen vor die Taucherbrille kommt. So sind wir nun mal, wir Menschen, wir müssen immer Souvenirs mitnehmen oder unsere Spuren hinterlassen. Zwei Dinge, derer es nicht benötigt, die wir aber nicht lassen können. 19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 13:20

Brief an das Tor

Wenn man in seinem Leben viele Tore gesehen hat und auf vielen Plätzen Fußball gespielt hat, dann hat man Vorlieben. Für bestimmte Tore. So mag ich die argentinischen nicht. Die so schlapp herunter hängen. Und ich begehre die englischen. Die gespannt sind wie ein Flitzebogen. So dass der Ball, der in ihnen einschlägt, mit derselben Geschwindigkeit wieder heraus zuspringen scheint. Der Moment, wenn der Ball ins Tor trifft, macht aus Toren schöne und nicht so schöne. Wie jämmerlich erscheint ein fulminanter Schuss in den Winkel, wenn die Spannung des Netzes fehlt. Auch der Rasen ist wichtig. Er muss mindestens noch zwei Meter wie ein Golfgras unter und hinter dem Tor weitergehen. Das System, wie es gespannt ist, muss unsichtbar erscheinen. Keine Schnüre dürfen den Blick auf das Allerheiligste versperren. Die Torlinie muss exakt sein. Der Torraum wie ein unberührtes Stück Erde. Diese farbigen Netze lenken nur ab. Ein Netz ist weiß. Jungfräulich weiß, in der Erwartung des Balles. Ein schönes Tor macht aus einem schönen Torschuss einen unvergesslichen. Das Netz spielt da eine wichtige Rolle. Deshalb ist das umso unverständlicher, dass viele Tore so lieblos erscheinen. Sich offensichtlich hängen lassen. Lustlos wirken. Das Tor muss voller Spannung sein. Voller Erwartung. Es muss erzittern, beben beim Einschlag des Balles. Erst dann ist es das Tor. 19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 13:10

Brief an das Überhören

Die Worte sind klar. Die Geräusche unmissverständlich. Aber der Mensch überhört die Zeichen. Er hört nicht den Seufzer. Oder will ihn nicht hören. Man will nur das hören, was man will. Darum antwortet man auch immer gleich auf die Frage: „Wie geht's?“ „Gut!“ Denneine andere Antwort will man nicht hören. Und wenn sie anders wäre, würde man sie einfach überhören. Da rufen Menschen um Hilfe, aber niemand hat etwas gehört. Da bieten andere ihre Hilfe an, aber keiner hat dies in Anspruch genommen. Es scheint, dass zu viele Geräusche um uns sind. Das wir aufhören, genau hinzuhören. Aber die Autobahn oder das störende Flugzeug, das hören wir. Das weinende Kind. Oder Schweigeneines Menschen, der uns nah ist, haben wir überhört. Ständig sind wir umgeben von Geräuschkullissen. Lärmpegeln. Das Radio rauscht Musik und Informationen vor sich her. Der Fernseher. Mannimmt das Telefonieren anderer wahr, die elektro-nischen Geräte, die Lüfter, die Generatoren, die Motoren, den Wind und hin und wieder auch mehr von der Natur. Alle Geräusche würden unseinzeln in einem anderen Umfeld auffallen und wir würden genau hinzuhören. Aber so sinkt unsere Sensibilität, was das Hören betrifft. Mit der fatalen Nebenwirkung, dass wir auch Wichtiges überhören. Deshalb werden Signale lauter. Die Sirenen dröhnen. Und auch die Werbung wird immer lauter. Die Musik. Die Medien. Die Motoren. Alle wollen erhört werden. Vor allem die, die wir locker überhören können. Es drängen sich Geräusche in unsere Aufmerksamkeit, die alles andere verstummen lassen. Und es fangen genau die an zu schweigen, denen man besser sein Gehör geschenkt hätte.

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 13:00

Brief an das Vergessen

Wie war noch mal die Telefonnummer? Wie heißt seine Frau noch? Wie war die Geheimnummer? Die Fragen zu Zahlen und Namen reißen nicht ab. Sie sind so allgegenwärtig, dass beim bloßen Denken daran mir schon die Information verloren geht. Es macht einen rasend, wenn man sich so einfache Dinge nicht merken kann. Mich also. Es ist oft peinlich, wenn man jemanden vorstellen will und einem der Name abhanden gekommen ist. Dann denke ich immer, wie wohl die anderen darüber denken. Wie nachlässig, vergesslich oder oberflächlich ich wohl bin. Mir nicht mal Namen merken zu können. Aber es ist nun mal so. Und das Problem macht das Problem nur noch größer. Wenn mir schon jemand nur seinen Namen sagt, denke ich schon voller Gewissheit, auch dich werde ich wieder vergessen. Oder eine Telefonnummer. Immer dasselbe. Wie kommt das nur? Mein Gehirn kann sich Massen von Fakten und Daten merken, aber ein Name von einer Person fällt mir in der Geschwindigkeit eines Schlüsselbundes, der in den Gully fällt. Es scheint eine Namens-Aversion zu geben in mir. Ich sollte mich davon befreien lassen. Miteinem Auswies, einem Aufdruck oder einem anderen Erkennungsmerkmal. Einem blauen Armband oder so. Was klar allen signalisiert, der kann sich deinen Namen nicht merken. Wie eine Art Blinden-Binde für Namensversenker. Vergesser. Das würde mir recht helfen. So hätte ich nicht immer dieses unguete Gefühl. Gleich vergesse ich ihn. Und keiner würde mir das dann noch übel nehmen. Trägt ja ein blaues Armband. So spreche ich alle mit Du an und mich auch alle mit Du und vorstellen kann ich dann auch alle mir Du. Das wäre wunderbar. Dann müsste ich mich nicht mehr freiwillig in so peinliche Situationen begeben. Wahrscheinlich wäre ich dann so entspannt von der Gefahrenzone des Vergessens, dass ich mir eventuell alle Namen locker merken könnte. Und das Armband irgendwann abnehmen könnte. Schön wär's. Aber bis dahin heißt es weiterhin: Äh, das ist?
Äh...?

19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 12:50